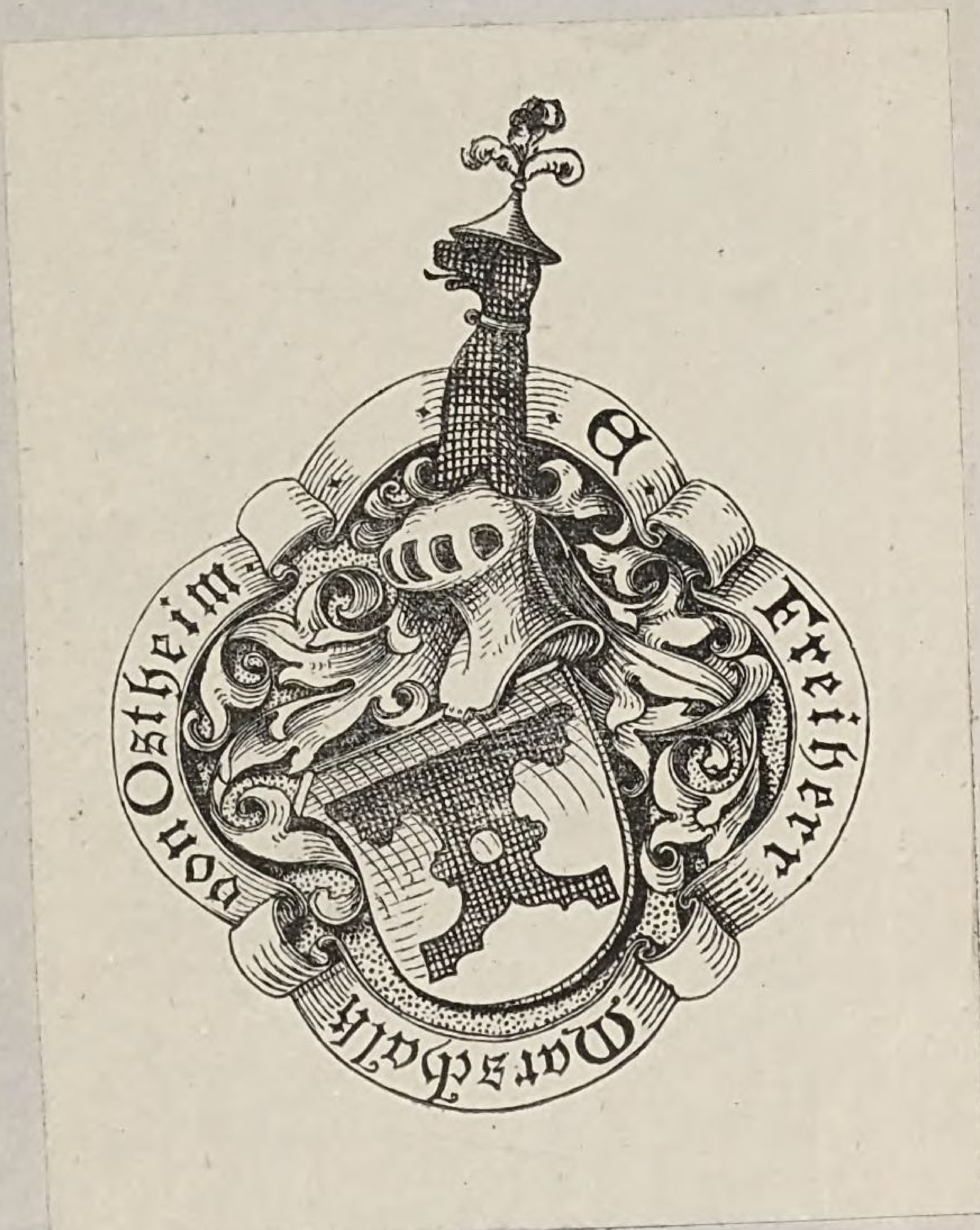

Freiherr
Marschalk
von Ostheim



Floſſenbürg.

Erinnerungen

aus der

Oberpfalz

von

Albert Vierling.

Weiden.
Verlag von Gustav Taubald.
1878.

Herrn

Gustav von Schlör,

dem verdienstvollen Freunde der Oberpfalz

in Verehrung und Liebe

gewidmet.

Vorwort.

(München, am 25. August 1877.)

Jeder Oberpfälzer, der viel außerhalb seiner Heimath gelebt hat, weiß recht wohl, wie absprechend über sein Heimathland geurtheilt wird. Ohne näher auf die Sache einzugehen, fällt man nach dem Bilde, welches einzelne Eisenbahnstrecken durch ihren mageren Föhrenwald gewähren, oder nach den vielen Hügelreihen, welche die Oberpfalz durchziehen und ein so reiches Aussehen wie etwa die niederbayerische Ebene oder das schwäbische Ries unmöglich darbieten können, ein rasches Urtheil dahin, daß es hier weder schöne landschaftliche Punkte noch gute ökonomische Verhältnisse geben könne. Und doch irrt man da nach beiden Richtungen. Es giebt in meiner Heimath ganz hübsche Punkte und ebenso sind die Verhältnisse der Bewohner ebenso solid als in jedem anderen Theile unseres Vaterlandes. Gerade weil man in der Oberpfalz dem Boden wegen seiner hügeligen Beschaffenheit und wegen der rauhen vom Böhmerwalde her wehenden

Winde alles nur mit saurem Schweiße abgewinnen kann, hält man dort emsig am Erworbenen fest und ruht nicht, den Boden immer besser zu bearbeiten. Darum hängt der Oberpfälzer aber auch so sehr an seiner Heimath.

Als ich nun die meisten der hier gesammelten Aufsätze schrieb, ging ich von keinem anderen Gedanken aus als einmal davon, wenigstens dem Eingeborenen wie dem Bewohner der Oberpfalz zu zeigen, wie sehr man sich auch dort an den schönen Gaben der Natur erfreuen kann, und zweitens davon, darzuthun, daß und wie die Oberpfalz sich noch mehr in ihren Kulturverhältnissen zu heben vermöge. Wenn ich sie nun gesammelt dem Publikum vorlege, hege ich wieder dieselben Gedanken und die stille Hoffnung, mancher meiner Landsleute möchte dadurch in der Liebe zu seiner Heimath und in dem Drange, dieselbe gründlich, sei es rücksichtlich ihrer Vergangenheit, sei es rücksichtlich der Gegenwart, zu durchforschen, wie endlich in dem Streben, ihren Culturzustand zu heben, neu bekräftigt werden. Wenn ich zu diesen Aufsätzen noch ein paar Erinnerungen aus meiner Jugend angefügt habe, so geschah es nur deshalb, weil sie einen kleinen Beitrag zur Kenntniß von Land und Leuten zu geben geeignet sind.

Sehr viele der Aufsätze sind schon gedruckt erschienen; ich habe daher jedem die Zeit und den Ort, wann und wo er erschienen ist, beigefügt. Auch bei den noch ungedruckten habe ich die Zeit angegeben, in der ich sie geschrieben habe. Es ist dies wesentlich zu bemerken, weil sich seitdem schon manche Verhältnisse geändert haben.

Daß ich die meisten der Wanderskizzen nur schreiben konnte, nachdem ich sehr viel über meine Heimath gelesen hatte, dürfte glaublich sein. Wenn ich aber gleichwohl unterlassen habe, die vielen Autoren, die mir Aufklärung verschafft haben, namentlich anzuführen, so geschah es aus dem einfachen Grunde, weil meine Skizzen eine wissenschaftliche Arbeit nicht sein wollen, sondern lediglich die einfachen Beschreibungen eines Wanderers, der für alles, was am Wege liegt, Interesse hat. Trotzdem aber danke ich herzlich allen Autoren, welche je über die Oberpfalz geschrieben haben, ebenso als den Herren, welche mir auf meine vielen Anfragen über die Gegenwart so bereitwillig Aufschlüsse zukommen ließen. Namentlich muß ich aber doch hervorheben die Herren Fritz Dammer in Nürnberg und Georg Kraus in Weiden, welche mir aus ihren Skizzenbüchern die Illustrationen zu einzelnen Wanderungen geliefert haben.

Und so wandere denn hin, kleines Büchlein, in die Oberpfalz, vielleicht wirst du von ihren gastfreundlichen Bewohnern freundlich aufgenommen, sage ihnen aber und der lieben Heimath jedenfalls einen schönen Gruß von

Albert Vierling.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Wanderskizzen.

Schwandorf — Weiden.

Zur Feier der Eröffnung dieser Bahnlinie.

Morgenbl. d. Bayr. Ztg. v. 9. Nov. 1864.

„Einsteigen! Schwandorf-Weiden!“ tönt es jetzt im Schwandorfer Bahnhofe, und dieser Ruf macht mich äußerst froh. Du, lieber Reisender, dagegen zuckst die Achseln und glaubst mir kaum, wenn ich Dir versichere, daß diese neue Strecke zu den hübscheren Bahnlinien überhaupt gehört. Ich aber wage es, Dich auf der Strecke etwas zu begleiten, und ersuche Dich gleich, mir nach Schwandorf zu folgen, wo Du ohnehin vielleicht einige Stunden warten mußt.

Willst Du freilich in die Augen fallende Merkwürdigkeiten in Kunst oder Industrie, so darfst Du den Bahnhof nicht verlassen; doch nein, — Du hast ja mehrere Fabriken, darunter eine bedeutende Ziegelei, vor Dir. Im Städtchen selbst staunst Du über die Menge der Wirthshausschilde auf dem geräumigen Marktplatze: — sie erklären sich von der Lebhaftigkeit

des Fuhrwerkes in Schwandorf, als sich vor Eröffnung der Bahnen, und zwar nicht erst der Ostbahnen, sondern schon der Kgl. Staatsbahnen, der Norden, Süden und Osten hier gleichsam die Hände reichten, als noch von zahlreichen Eilwägen und Badechaisen herab das Posthorn schallte, und der Marktplatz in Schwandorf wiederhallte von dem Geknalle der Fuhrleute und den Hufen ihrer Rosse. Jene glücklichen Zeiten für die Wirthshäuser sind freilich vorbei, aber letztere selbst sind geblieben.

Das Städtchen enthält meist ehrwürdige Häuser mit hohen Giebeln, und dieses alte Aussehen trügt auch nicht, denn schon im Vertrag von Pavia (1329) kommt „Schwangdorf der Markt" vor, der zu Kaiser Ludwigs Antheil fiel. Im 15. Jahrhundert wurde der Markt zur Stadt erhoben, die 1641 von den Schweden genommen wurde. — Bei näherer Umschau bemerkst Du mehrere Tafeln an den Häusern. Eine davon an einem bescheidenen Bürgerhäuschen erinnert daran, daß weiland der Besitzer, Schmiedemeister Roels (1698) drei Söhne hatte, von denen der eine Weihbischof zu Augsburg, der andere Prälat zu Kaisersheim und der dritte Prälat zu Donauwörth war. Als einmal ein Bote kam und meldete, die drei Herren Söhne wünschten den Vater in der „Post" zu sehen,

war der alte Grobschmied der Sage nach gleich fertig und entgegnete, die Buben sollten nur zu ihm kommen, er laufe ihnen nicht nach. Sie thatens auch und Alles war wieder ein Herz und ein Sinn. Nicht weit davon wirst Du über einem Thore eine weitere Inschrift gewahr, die also lautet:

Bienen holen für ihr Haus
Honig heim aus Blum und Blüth',
Und Du trage hier heraus
Weise Lehr' und gute Sitt'!

Dieses Haus ist das Schulhaus. O möchte doch — denkst Du mit mir — dieser Spruch mit Frakturschrift in das Herz eines jeden Oberpfälzers eingeschrieben sein, denn die mangelhafte Schulbildung bei uns ist leider eine Thatsache, die nicht geleugnet werden kann, und ihre Besserung vielleicht die erste sociale Frage für diese Provinz.

Besuche dann die Nabbrücke, von wo aus Du einen schönen Blick flußaufwärts hast. Darnach aber ruhe auf einem der hübschen Keller Schwandorfs aus oder besteige den Kreuzberg. In jenen triffst Du theils aus Schwandorf, theils aus den umliegenden Städten und Gütern immer eine „ganz schöne Gesellschaft". Der Kreuzberg aber, der südlich von der Stadt gelegen und durch die Pflanzungen des Herrn Bezirks-

arztes Dr. Baumann verschönert ist, entschädigt Dich für die Mühe des Steigens sattsam durch die hübsche Aussicht, die er Dir bietet. Im Süden hast Du die rauchenden Essen der Maxhütte und das sängerholde Stockenfels, Dir gegenüber jenseits der Nab die Herrschaftsgüter Nabeck und Ettmannsdorf, zu Deinen Füßen Schwandorf, in dessen Bahnhof Du schnurgerade hineinsiehst und gegen Norden Schwarzenfeld. Nach Osten verfolgst Du nur kurz die Böhmerbahn, die bald hinter vielen waldigen Hügeln verschwindet. — Diesen Hügel hatten 1796 die Oesterreicher inne, als sie die Franzosen unter General Jourdan nach Amberg zurücktrieben. Man erzählt sich noch, es sei damals die Mutter Gottes, der das Kirchlein gewidmet ist, unter den Verwundeten zu ihrem Troste gewandelt. In der Kirche findest Du interessante Votivbilder mehrerer Städte aus früheren Zeiten.

Beim Rückwege zum Bahnhofe brauchst Du die Stadt nicht mehr zu berühren. Bei der Weiterfahrt setze Dich rechts, denn bald passirt der Zug die Nab, und von da hat man einen sehr schönen Blick auf das eine Viertelstunde entfernte Fronberg. Das Schloß liegt auf einer Anhöhe vor einem buschigen Parke und hat zu seinen Füßen das von den Schlöten des Eigner'schen Eisenwerkes überragte Dorf gelagert; es

taucht sich gleichsam in die dunkelfärbigen Fluthen der Nab, über welche im Vordergrunde die Schwandorfer Brücke führt. Als ich es zum ersten Male sah, war noch dazu eine große blau-weiße Flagge über dem Schlosse aufgehißt und krönte in heiterem Schwunge das Bild. Dieses Fronberg ist schon alt. Es gehörte zufrüheſt den Fronbergern, später den Grafen Spiering, dann den Grafen von Holnstein, gegenwärtig aber dem Freiherrn von Künsberg. Einen großen Theil der Oekonomie brachte jedoch Graf Drechsel an sich.

Man fährt nicht weit und ist an der Station „Irrenlohe", wo die Weidener Bahn abzweigt; die Bahn bleibt weitaus zum größten Theile im Nabthale und geht, nachdem sie bis Irrenlohe etwas westwärts davon weggeführt, wieder gerade darauf zu, indem sie nach der Station Schwarzenfeld führt. Es ist dies das erste freundliche Pfarrdorf rechts, gerade vor dem „Miesberg" gebaut. Schon in der ersten oberpfälzischen Hammereinigung von 1387 ist Erhard Walzenhofer als Eigenthümer des Hammers von Schwarzenfeld inbegriffen und bis 1389 hinauf finden wir hier die Plankenfelser. Gegenwärtig ist Schwarzenfeld ein gräflich Holnstein'sches Fideikommiß; das Schloß enthält eine hübsche Gemäldesammlung, die aber nur selten zu sehen ist. — Schwarzenfeld und der Mies-

berg liegen hart an der Nab, in die sich hier die Schwarzach ergießt, die von der böhmischen Grenze kommt und über Neunburg a. W. und Altendorf daherfließt. An einem duftigen Augustmorgen bestieg ich den Miesberg, und ließ mich durch den Meßner, der so geschäftig herbeieilte, daß er sich nicht einmal vollständig rasirte, in die Kirche führen. Da diese keinen Thurm hat, sieht sie eher einem großen Hause als einer Kirche ähnlich. Das Innere derselben macht, obwohl im Styl der späten Renaissance, doch einen angenehmen Eindruck, weil sie ohne viel Ueberladung freundlich und hell ist. Unter dem Musikchore hängt ein Bild, das eine Scene aus den Tagen des 23. und 24. August 1796 darstellt, als die Franzosen den Miesberg, die Oesterreicher die gegenüberliegende Höhe besetzt hatten. Trotz der Kugeln blieb Schwarzenfeld verschont. — Hatte ich mich aufwärts über abgebrochene Alleebäumchen geärgert, so freute ich mich um so mehr, als ich auf dem Rücken des Berges eine ziemlich gediehene Pflanzung von Birken, Linden und Eichen erblickte, die man Herrn Lehrer Roll verdankt. Solcher kahler Berge, auf denen sich auch eine Kirche wie verwaist ausnimmt, gäbe es aber in der Oberpfalz noch gar viele!

Indem die Bahn den Miesberg umfährt, kommt

sie in einem Bogen von der Nab hinweg und dabei an der Fabrik feuerfester Backsteine des Herrn Kallmünzer vorüber. Hinter dem Miesberg öffnet sich das Schwarzachthal mit Hohenkemnath im Hintergrunde. Dann aber treten hinter Prenstorf die Berge des rechten Nabufers mit denen des linken Nab- und rechten Schwarzachufers so nahe zusammen, daß man früher bei den Felsen zu den „drei Kreuzen" den Fußweg nach Nabburg so zu sagen im Bette der Nab passiren mußte. Jetzt ist diese Stelle (links) gesprengt. Rechts ist der stark bewaldete „Wölsenberg" mit seinem herrlichen Flußspathe. Guckst Du zum Wagen hinaus, so siehst Du schon die südliche Seite von Nabburg, das so ganz am Berge dorthängt und Dir Thürme und Mauern herzeigt, als wäre es noch wohl befestigt. Noch einen Bergvorsprung, und Du fährst hart an der Nab, die ihr früheres Bett hat verlassen müssen, um zwei Brücken zu ersparen. Links liegt im Grunde eines kleinen Thales in trauter Waldeinsamkeit „das Brünnerl", ein kleines Wallfahrtskirchlein neben einer herrlichen Quelle.

Du hältst vor Nabburg. Dieses, das alte Nappurch, erscheint schon in Urkunden von 930, 1040, 1061 und 1146, wie im Vertrage von Pavia.

Die Fürsten waren ihm wohlgewogen, voran Lud-

wig der Bayer. Unter Pfalzgraf Ruppert II. war es ein eigenes Vicedomamt. Dies währte zwar nur bis zum Ableben seines Sohnes Ruppert III., allein Nabburg verlor gleichwohl seine Bedeutung nicht. Mehrfache Privilegien, darunter voran das Geleitsrecht zeichneten es aus, es behielt stets ein Pflegamt und hatte ein eigenes Stadt= und Landrecht. Das Dekanat Nabburg erstreckte sich fast über den ganzen Norden der Oberpfalz. Vier Bürgermeister, ein äußerer und ein innerer Rath standen an der Spitze der Stadt, die zu den Bezirksstädten des oberpfälzischen Landtages gehörte.

Im Jahre 1420 brannten die Hussiten Nabburg fast ganz ab. Etwa 5 Stunden östlich liegt das Dörfchen Hiltersried, wo 1433 (16. September) der Pfalzgraf Johann von Neumarkt, ein Held über die Maßen, jenen gefährlichen Feind für Deutschland zum ersten Male bändigte. — Im 30jährigen Kriege nahmen es 1634 die Schweden und im siebenjährigen Kriege eine Handvoll preußischer Husaren.

Steigst Du etwa aus, so besuche die Pfarrkirche. Sie ist im gothischen Style gebaut, und hatte ursprünglich zwei Thürme, von denen aber einer 1536 durch den Blitz zerstört wurde. Auch diese Kirche entging dem Geschmacke der nächstvergangenen Jahrhunderte

nicht. Erst in der jüngsten Zeit wurde die Restauration derselben begonnen und am Außenwerke vollendet, soviel ich mich erinnere, lediglich aus freiwilligen Beiträgen durch die Pfarre. Im Innern leuchtet Dir überall die frühere Gothik in die Augen, und Du denkst Dir, wie leicht auch hier die Restauration durchzuführen wäre. Der theilweise unter der Erde stehenden schönen Krypta im Westen gegenüber steht der Hochaltar, so groß, daß er kaum recht das Licht der ihn umstrahlenden Morgensonne hereinläßt. Es wären also nur die Altäre, die Kanzel, die Fenster im Chore und die Kirchenstühle durch gothische zu ersetzen.*) Dies erfordert aber immerhin 7000 bis 8000 Fl., und wenn Du, lieber Freund, dieselben der Pfarrgemeinde, die schon so viel leistete, verschaffst, wirst Du nicht blos den Dank derselben, sondern der ganzen Oberpfalz ernten.

Leider fährst Du im Spiegel von Nabburg an demselben vorüber. Du würdest sonst seine castellähnliche Lage bewundern. Besser siehst Du die kleine Vorstadt Nabburgs „Venedig“, über deren Namen und Ursprung die Gelehrten streiten.

---

*) Die Restauration ist seitdem schon bedeutend vorgeschritten; vielleicht gelingt es den nächsten Generationen, auch den zweiten Thurm wiederaufzubauen. 1877.

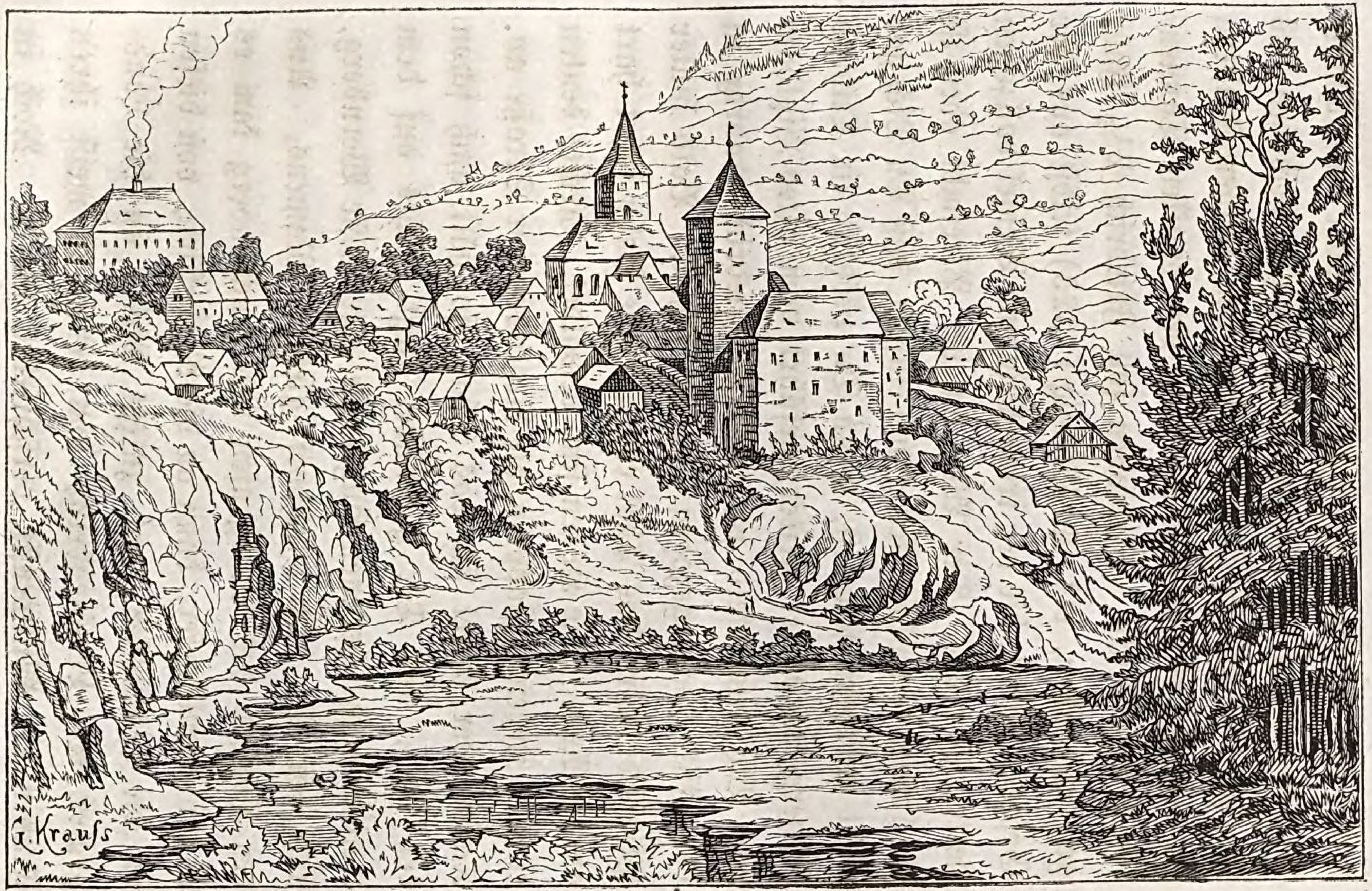
Vorüber sausest Du rechts von der Schießstätte und erblickst über der Nab drüben eine Kirche mit zwei Thürmen, gebaut auf die Felsen, die aus der Nab herausragen, und umgeben von einem freundlichen Dörfchen. Es ist das alte Persen, jetzt Perschen. Die Kirche soll die älteste der Oberpfalz sein, die bereits 798 von Karl dem Großen der Kathedralkirche in Regensburg übergeben wurde. Bist Du ein Freund von Alterthümern, so laß Dich den Weg hinüber nicht gereuen. Die Kirche selbst ist noch im Rundbogenstyl erbaut und gelungen restaurirt. Mehr als die Kirche selbst nimmt aber die Aufmerksamkeit des Alterthumsfreundes das sogenannte Beinhaus (ossuarium) in Anspruch. Rechts der Kirche steht ein runder Thurm mit Ziegeldach. Dieser enthält inwendig ein kuppelförmiges Gewölbe, in dem man noch deutlich die Spuren alter werthvoller Fresken auf Goldgrund erblickt. Die Figur in der Mitte des Gewölbes ist offenbar die Mutter Gottes mit äußerst zartem Gesichte, unter ihr der Erlöser. Daran reihen sich zwei Reihen von Figuren, die sämmtlich einer sehr alten Schule angehören. Das Souterrain des Thurmes enthielt eine Menge von Gebeinen. Außerdem mußt Du aber noch das „Bärenfräulein", das in einem Pfeiler des Friedhofthores eingemauert ist, ansehen. Es ging nämlich

einmal in grausiger Vorzeit ein Edelfräulein aus Pfreimdt vom nahen Nabburg zurück nach Hause. Als es eine Strecke Weges gegangen war, da sprang ihm auf einmal ein ungeheures Thier auf den Rücken. Die erschrockene Maid wehrte sich so gut sie konnte, und suchte das Thier abzuschütteln, allein da half kein Ringen, und so mußte sie es tragen. Der Angstschweiß stand ihr auf der Stirne und ihre Kräfte wichen. Da blieb sie stehen, blickte zum Himmel und gelobte, sie baue hier eine Kirche, wenn der liebe Gott sie von dem Ungeheuer befreie. Sie flehte nicht umsonst. Das Thier ließ los, und sie sah kaum mehr, wie ein großer Bär in den Wald sich trollte. Die Kirche wurde gebaut und so entstand Persen, was von nichts anderem herkommt, als von Bärensee. Ob's wahr ist, oder nur ein „aufgebundener Bär", ich weiß es nicht; Bären aber gab's hierum noch um 1550.

Das Thal, in dem Du fährst, ist so weit, daß Du leicht zur nächsten Station hinaufsiehst. Es ist dies Pfreimdt; doch heißt der Ort, an dem Du hältst, Steinbach. Pfreimdt selbst liegt auf dem linken Nabufer nicht weit von der Mündung der Pfreimdt. Es war ursprünglich ein festes Haus, das als solches in den Händen des Herzogs Heinrich von Niederbayern war (1285). Von seinen Enkeln erwarben es die

Landgrafen von Leuchtenberg, die in der letzten Zeit ihres Bestehens dort wohnten, und es 1497 zur Stadt erhoben. Nachdem 1646 das Leuchtenberg'sche Erbe an die Herzoge von Bayern gekommen war, residirte der zweite Sohn des Churfürsten Max I., Max Philipp, mit seiner Gemahlin Febronia Mauritia von Bouillon eine Zeit lang in Pfreimdt, und erbaute die Pfarrkirche daselbst, wie die von Leuchtenberg und die Wallfahrtskirche auf dem Euxelberg, den Du hinter Pfreimdt links von der Bahn erblickst.

Von Pfreimdt aus möchte ich Dir rathen, die Partie durch's Pfreimdtthal über die Ruine Stein nach Trausnitz im Thal, dem Gefängnisse Friedrich des Schönen von Oesterreich, zu machen. Von da besteige den Tännersberg nnd gehe dann über Leuchtenberg nach Weiden. Die Parthie nimmt einen Tag in Anspruch. Das versteckte Trausnitz wird Dich besonders befriedigen. Du kennst ja die Bedeutung dieses von Dichtung und Wahrheit umwobenen festen Hauses. Trausnitz im Thale — Ludwig der Bayer und sein Schweppermann — Friedrich der Schöne von Oesterreich und seine treue Gattin Elisabeth, die sich um ihn die Augen blind weinte — sind Namen, auf welche man schon in der deutschen Schule mit größter Spannung horcht. Ein unnennbares Gefühl beschleicht Dich,



Trausnitz.

wenn Du von dem Saale des Hauses über eine schmale Brücke in den viereckigen Thurm steigst, hochoben das einzige Gemach betrittst und aus den kleinen Fenstern in den gewaltigen Mauern auf den dunklen Tannenwald hinabblickst. Hierinnen soll Friedrich 2½ Jahr gesessen haben, bis ihn Ludwig (1325) selbst aus der Gefangenschaft, die der treue Vitzthum Weigel vollzogen hatte, befreite. Der Weg an der Pfreimdt aber ist theilweise so waldig, felsig und einsam, daß Du Dich gar nicht wundern würdest, wenn Du plötzlich ein Dutzend schwergewappneter Reiter, geführt vom alten Vitzthum von Burglengenfeld und Herrn Friedrich traurig in der Mitte, dahergezogen kommen sähest. Bald hinter Pfreimdt wird das Thal enger. Die Bahn fährt hart an der Nab. Die Höhen sind bewaldet. Rechts deuten einsam stehende Pappeln die Regensburger Straße an. Kaum aber öffnet sich das Thal, so hält auch schon der Zug, und Dir gegenüber liegt rechts auf dem weitest vorgeschobenen Hügel die alte Veste Wernberg, und vor ihr das Kirchdorf gleichen Namens. Aus den Händen des Landgrafen von Leuchtenberg kam es an die Paulstorfer, dann an die Nothafften, von diesen an die Wiespecken, und zuletzt wieder an die Landgrafen von Leuchtenberg, von denen es meist ihren Frauen als Wittwensitz verschrieben wurde. Noch in

den vierziger Jahren war es der Sitz eines Forstamtes, das aber später aufgehoben wurde. Jetzt ist hier Dank der rastlosen Thätigkeit des Herrn Bezirksamtmannes von Klöckl von Nabburg eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder aus den nördlichen Landgerichten der Oberpfalz.*) Als Eisenbahnstation wird Wernberg deswegen bedeutend, weil hier auf der einen Seite die Straße nach Vohenstrauß und den um dieses liegenden Hammerwerken, Glasschleifen und Schneidmühlen, auf der andern Seite jene von Hirschau einmündet.

Gleich hinter Wernberg liegt das Pfarrdorf Köblitz, dessen Hammer ebenfalls schon in der ersten Hammereinigung vorkommt. Von da kommst Du in einem großen Bogen in ein engeres Thal, wo sowohl das Gefäll des Flusses, als die Senkung der Straße rasch abnimmt. Noch einen großen Bogen und Du hast vor Dir die fruchtbare „Weidauer“ Ebene. Luhe liegt Dir rechts gegenüber, über ihm der sogenannte „Kobelberg“. Nicht wahr, dieser wäre sehr verschönerungsfähig? Luhe, der Markt, selbst kann seine Privilegien bis auf Ludwig den Bayer zurück urkundlich nachweisen.

*) Auch diese ist wieder beseitigt; das Schloß ging 1875 vom Fiskus in die Hände des Hauptmanns a. D. von Beritzhoff über, der es wohl erhält.

Du hast Deinen Kopf wieder abgewandt und Dich Deiner Gemächlichkeit überlassen, da wirst Du, so zu sagen, emporgeschnellt durch den Anblick einer schönen Burg im Osten. Was ist das? Es ist auf stolzer Höhe das Schloß Leuchtenberg. Der freundliche Markt schließt sich eng an selbes an, und vor ihm senken sich die Berge in scharfen Linien auf den Luhbach herein. Mächtig schaut es herüber, glänzend in den Strahlen der Sonne. — Hier herrschte einst ein mächtiges und edles Geschlecht, das der Landgrafen von Leuchtenberg, dessen Besitzungen sich unter Johann I. († 1407) von Wunsiedel bis Eggenfelden erstreckten, und um dessen Freund- und Schwägerschaft die ersten deutschen Reichsfürsten buhlten. Die Tochter Ulrichs I., zuerst an den Grafen Otto von Orlamünde, dann an den Burggrafen Albert von Nürnberg verehelicht, ist die berühmte „weiße Frau" des Hauses Hohenzollern. Nachdem 1646 mit Maximilian Adam der Mannesstamm der Landgrafen erloschen war, kam das Erbe an Herzog Albert IV. von Bayern, dessen Frau die Tochter des Landgrafen Georg Ludwig war. Der Titel eines Herzogs von Leuchtenberg wurde 1806 dem Schwiegersohne des Königs Max I., Eugen Beauharnais, verliehen. Wenn Du die großen Mauern mit dem „Lehenthurm" darüber betrachtest, so meinst Du, in

ihnen müsse noch ächtes Ritterleben herrschen; doch Du irrst; in der Burg ist's todtenstille, höchstens ächzt eine Dohle, die dort nistet, und in den weiten Höfen, wo die Grafen einst die Rosse tummelten und die Schwerter prüften, wächst das Gras. Die Mauern aber, einst mit Stolz auf ihre Herrscher blickend und noch im Jahre 1842 wenigstens zum Theil bewohnt, sehen jetzt nur hie und da einen Jungen, der seine Ziegen hütet und, den Kopf in beiden Händen, längst vergangener Zeiten denkt. Auch Du, mein Freund, träumst davon, doch wirst Du alsogleich aufgeweckt, denn es pfeift und Du hältst in Wildenau oder Station „Luhe". Bald darauf passirst Du die Haidenab, die vom südlichen Fuße des Fichtelgebirges kommt und nach deren Mündung in die Waldnab unweit Wildenau der Fluß kurzweg die Nab heißt, und hast links vor Dir im Haidenabthale den Sperlhammer und das durch seine landwirthschaftlichen Leistungen sich auszeichnende Etzenricht. Hast Du das nächste große Dorf Rothenstadt erreicht, so folgt nun im bunten Wechsel Dorf auf Dorf, sämmtlich um das fruchtbare Nabthal gelegen: Ullersricht, dann die mit Torfgas getriebene Glasfabrik Neubau und Moosbürg, über der Nab drüben Pirk und Schirmitz, links von der Bahn Ermersricht und Neukirchen. Der Parkstein mit seinem Kirchlein wie ein

Gemsbock auf dem Rücken grüßt freundlich auf Dich herüber, Weiden aber, das betriebsame Städtchen, liegt vor Dir im Grün seiner „Nabwiesen“.

Die Stadt Weiden, gemeinhin „die Weiden“ genannt, erscheint schon in der ältesten Zeit mit Parkstein, in dessen Landgericht es war, bis dieses 1807 nach Neustadt a. N. verlegt wurde, eng verbunden. Als Reichsgut kam es zuerst an die verschiedensten Herren, bis es 1406 an Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt kam, dem es aber Burggraf Friedrich von Nürnberg und Pfalzgraf Johann von Neumarkt (1421) wieder abnahmen. Von da an bis 1714 war es mit Parkstein im gemeinschaftlichen Besitze zweier Oberherren, zuletzt von Kurpfalz und Sulzbach, in dessen Alleinbesitz es überging. Diese Doppelherrschaft war dem Städtchen eher förderlich als schädlich, da die dadurch zugelassene freiere Selbstverwaltung so glücklich war, es zu hohem Wohlstand zu bringen. Dieser zeigte sich so recht im dreißigjährigen Kriege, wo es von Schweden und Kaiserlichen, zu denen sich aber noch ein anderer Feind, die Pest, gesellte, äußerst geschwächt wurde. Als endlich Friede war im Reiche, hatte Weiden noch drei Jahre lang schwedische Besatzung, weil Weidens Landesherren sich über die Reigion der Bürger Weidens nicht vergleichen konnten.

Endlich kam ein Vergleich zu Stande, der der Stadt das sogenannte Simultaneum brachte.

Hier mußt Du aussteigen, und gelangst über den „Siechendamm", dessen Pappelallee durch den Sturm vom 31. Mai 1856 eben so stark litt, als die eigentliche Allee, die Pfalzgraf Theoder (reg. 1708—1732) auf der „Schanz" hat anlegen lassen, durch das obere Thor in die Stadt, deren Hauptstraße eirundförmig und so weit ist, daß auf jeder Seite des Baches, der Weiden durchfließt, eine breite Straße führt, und durch das inmitten stehende, 1539 gebaute Rathhaus zwei große Plätze gebildet werden. Diese nennt man kurzweg „auf der Stadt" und der Besitz eines Hauses dortselbst geziemt sich für den rechten Weidauer Bürger. Darum sagt man:

„A Haus auf da Stadt,
An Acker in der Scheib'n
Und a Wies'n in der Au —
Dös hat a Bürger von der Weidau!"

Auf dem Rathhaus gerade über dem Rathsherrnglöckl bemerkst Du ein monströses Storchnest. Dort sind die Störche schon seit unfürdenklicher Zeit heimathberechtigt. An Josephi aber muß sich wenigstens einer von ihnen stellen, es ist so hergebracht, und dann geht's durch den Mund der Buben, wie ein Lauffeuer

in der Stadt herum: „Da Stoarch is kuma!“ Dann kannst Du auch die Rangen hinaufschreien hören:

„Storch, Storch, Schnibel, Schnabel
Mit da langen Heugabel,
Flieg' über's Bäckerhaus,
Bringe zwei Weckeln raus:
Mir eins, — Dir eins,
Und dem X X gar keins!“

Daß man in Weiden Oberpfälzisch vom reinsten Wasser spricht, versteht sich von selbst. Ueberdies sprach man hier früher noch ein besonderes Idiom, das sich durch seine gellenden Diphtonge auszeichnete, und besonders e in ei, wie a, u, o in au verwandelte. Man rief daher den Weidenern spottweise zu:

„Schneidt da ra Braud,
Wennst' a Messa haust!“

So sprechen etwa noch drei bis vier Personen. Diese sagen z. B. statt Mooslohe — „Mauslauh“, statt Petersilie — „Peitersiel“ u. s. w.

Außerdem hat die Weidener Bevölkerung noch zwei Eigenthümlichkeiten. Einmal die Tracht eines Theiles der Bürgersfrauen mit den großen Spitzentüchern um die Brust und den sogenannten „Radlhauben“, Hauben mit einer Art Thurm, der oben spitzig zuläuft und nach vorne sich beugt, von dunklerem Seidenzeuge, von dessen Sockel aus breite, Stirne und Schläfe über-

ragende, einwärts gebogene Spitzen ausgespannt sind, während hinten breite Seidenbänder hinabhängen und besondere Bänder unter dem Kinn in eine Masche geknüpft sind. Dann die sonderbaren Hausnamen, die einfach darin bestehen, daß man an den Taufnamen des Großvaters den des Vaters und an diesen wieder den des Sohnes anreiht, so lange es sich nur einigermaßen thun läßt, z. B. Xanderwastelxander = Alexanders-Sebastians-Alexander.

Der zwei Stunden lange Weg nach Parkstein führt an dem großen Weidener Torflager und nicht weit vom „Schwedentisch" (in Weiden läutet man noch Nachts das „Schwedenglöckl") vorüber. Parkstein hatte mit Weiden fast die gleichen Schicksale. Von der Veste Hohenparkstein, die 1634 der Belagerung der Schweden widerstand, steht nur noch ein Stück der nördlichen Mauer. — Der Besuch des „Bergschtoi", wie der Parkstein gewöhnlich genannt wird, ist aber doppelt lohnenswerth. Der Berg selbst ist nämlich ein sehr hoher Basaltkegel, wie er schöner in Deutschland nicht gefunden werden soll. Du meinst, den Schub einer großen Feuerflamme noch zu erkennen, wenn Du die kolossalen Windungen des Gesteines mit den Tausenden von fünfeckigen Säulchen erblickst. Zudem bietet Dir aber sein Gipfel eine prachtvolle Fern-

sicht, weil der Berg, was in der Oberpfalz so selten ist, frei in der Ebene zwischen dem Fichtelgebirge und den Bergen des Böhmerwaldes liegt.

Ich rathe Dir, jedenfalls die Parthie zu machen, und wünsche nur, ich könnte Dich begleiten. Dies geht aber nicht und darum einstweilen: Lebe wohl!

Häuserinschriften in der Oberpfalz.

(Morgenblatt d. Bayer. Ztg. Nr. 297. 1864.)

Hans Weinigers Aufsätze über Häuserinschriften in den Westermann'schen Monatsheften (1861) und den „Erheiterungen" (1863) bestimmten mich, auch in der Oberpfalz eine kleine Umschau in jener Richtung zu halten. Ich erinnerte mich noch wohl von meiner Kindheit her, da oder dort solche Inschriften bemerkt zu haben. Allein bei näherer Umsicht waren sie meist verschwunden. Wie überhaupt die im Mittelalter dem Hause verliehene ganz besondere Individualität mit den verschiedenen — ich möchte sagen — Wahrzeichen desselben einem mehr kosmopolitischen Geschmacke und der besonders nach benutzbarem Raume ringenden „Restauration" hatte weichen müssen, so ging es den Inschriften nicht besser. Auch sie konnten der „Restauration" oder „Renovation" durch einen neuen Bewurf oder ein neues Fenster und namentlich den durch ihre Größe

classischen Firmen über den Läden der Gevatter Schneider und Handschuhmacher nicht widerstehen.

Gleichwohl sind noch manche Inschriften vorhanden. Aus der näheren Betrachtung derselben aber ergiebt sich der Schluß, daß die Sitte der Häuserinschriften, soweit sie selbstverständlich nicht bloße Annoncen sind, mehr der Zeit des Mittelalters angehört, in der Gegenwart aber doch noch nicht völlig erloschen ist, obwohl sie jetzt zumeist in der Erhaltung des Ueberkommenen bestehen dürfte. Weiter glaube ich annehmen zu dürfen, daß es in der Oberpfalz mehr Häuserinschriften giebt im Westen der Provinz als im Osten, und mehr in und bei den größeren Orten, als auf dem platten Lande. Als eine noch allenthalben bestehende Sitte kann es betrachtet werden, auf den Häusern gewisse historische Momente gleichsam urkundlich einzugraben, welche zumeist der Geschichte des Hauses selbst entnommen sind. Als seine und seiner Eltern Wiege und der Ort, hinter dessen vier Pfählen er den besten Frieden findet und sich wahrhaft als Herrn und heimisch weiß, ist dem Menschen sein eigen Haus auch sein theuerstes Gut. Und darum möchte er auch gerade durch das Haus selbst seinen Kindern und Kindeskindern sagen, wie viel Mühe und Schweiß ihm die Erschaffung oder Erhaltung dieser Stätte gekostet. So

kommt es denn, daß sich fast an jedem Haus irgend eine Andeutung über seine Erbauung oder Erneuerung, sei es auch nur mit den Anfangsbuchstaben des Namens und der Jahrzahl findet, daß Unglücksfälle, die das Haus betroffen, z. B. ein großer Brand (Sulzbach) oder ein zündender Blitz (Weiden) genauer beschrieben werden u. s. f. Ist es uns aber erklärlich, daß die Wohnhäuser als die Stätten einer Sippe so gleichsam von sich selbst Auskunft geben, so ist dies nicht minder bei größeren Bauten einer Genossenschaft oder Gemeinden, bei Kirchen u. dgl. der Fall.

Wir lassen hier mehr der Vollständigkeit als der Rarität wegen einige solcher Inschriften folgen.

An der Amberger Pfarrkirche:

„Anno 1421 ist dieses schöne und Herrliche Gotteshaus zu Ehren des Heyl. Martini auferbaut worden, welches der Allmächtige liebste Gott vor allem unglickh behüetten wolle amen. Amberg den 17. Mej 1691.“

Sebastianskirche in Amberg:

„Zu alt Katholischen Zeiten daß ist vor eingerissen wideriger Religion ist schon ein Gotteshauß auf diesen Platz dem H. Sebastian zurgeeigneter gestandten, aber zu unkatholischen Zeiten in anno 1517 auff Befelch Pfalzgraven Friederichs niedergerissen worden und zwar solchergestalten, daß außer deß Grundts nichts mehr zu sehen ware, und nachdeme sothanes Gotthauß 154 Jahr in verwüestung gelegen, und nur ein gemauerte Saull an diesen orth mit Biltnus deß H. Sebastians gestanden, hat

mit preiſwürdigſter aſſiſtenzleiſtung der Hochlöbl. Regierung dann einiger guetthätter ein Löbl. Statt Magiſtrat, da an verſchiedenen orthen die laidig Peſtilenziſche Sucht erbärmlich graſſirt, in Anno 1711 Zum neuen Pau diſes nun vor augenſtehenten Gottshauß handt angelegt und iſt daß Werkh ſoweith gebracht worden, daß man in anno 1712 hierinnen jedoch nur in den Thüregewölb, ſo nunmehr die Sacriſtey iſt, ſchon (hat) celebriren können, in Anno 1715 aber iſt der ganze Kirchenpau Zum ſtandt gekommen."

Kohlberg: „Schulhaus Petrus Liebhart bauet 1779."

Kaſtl: Fundavit hoc beneficium Joh. G. Reiser MDCCCXVI.

Nicht ſo nahe als die Bemerkung hiſtoriſcher Momente liegt die Bezeichnung der Häuſer mit Inſchriften, die uns einen tieferen Gedanken oder eine weichere Empfindung des Schreibers offenbaren. Ich meine damit die verſchiedenen Sprüche und Lehren über der Thüre oder am Giebel des Hauſes, die uns zu ſagen ſcheinen, wie man hinter der Schwelle ſelber denkt und fühlt. Neben der Liebe zum Hauſe ſelbſt erklärt ſich dieſe Sitte nur aus einer gewiſſen kindlichen Freude, auch ſeinen Nachbarn und ſeinen Freunden eine freundliche Mittheilung zu machen, aus einem gewiſſen Antheil an der Außenwelt und Bekenntniß ſeines Innern.

Dieſerlei Inſchriften ſind nun häufig rein religiöſen Inhalts und enthalten bloße Bitten zu Gott und ſeinen Heiligen um Schutz des Hauſes.

Schwandorf:

O Maria mit Deinem Kind,
Segne mein Haus, Vieh und Gesind,
Und beware mich vor Hungersnoth
Und führe mich zu Jesu nach dem Tod.

Amberg: Haec domus inconcussa
manet sub virgine matre.

Rosenberg: 1853.
Kaspar Zahn.
Großer Gott laß Deinen Segen
in diese Wohnung legen,
giebst Du wenig oder viel,
so laßt uns sagen: wie
Gott will; wie der liebe Gott
es schickt, bin ich allezeit vergnügt.

Kohlberg:

Der Herr segne und behüte dieses Haus. 1854. P. K.

Oder sie drücken wenigstens die Ueberzeugung von der Allmacht Gottes und zugleich ein sehr hohes Vertrauen zu ihm aus.

Amberger Appellationsgerichtsgebäude:

Wer auf Gott vertraut
der sein Haus wol baut.

Hahnbach:

Ist Gott für uns, wer will wider uns sein? 1584.

Hahnbach:

Wo Gott zum Haus nit gibt sein Gunst
So arbeit Jedermann umbsunst.
MDCXXVII.

Schwandorf:

Deo Dante nil nocet invidia
Deo non dante Nil juvat labor.
MDCCXXXI.

Bei Auerbach:

Unsern Eingang segne Gott
Unsern Ausgang gleiche Maßen
Segne unser täglich Brod
Segne unser Thun und Lassen
Segne unser Seelig Streben
Und nimm uns auf zum Himmelsleben.

Theuern:

Nisi Dominus aedificaverit, Domum in vanum laboraverunt, qui aedificant. Psalm 126. MDCCXXXI.

Eine nette Inschrift ist in Schwandorf unter einem Bilde, das einen Seiler vorstellt, dem bei seiner Arbeit von einem Engel das Rad gedreht wird:

S. Posthianus.
Glückselig im Himmel Heißet
Der d' Fahlstrick der welt zerreißet.

Hieran reihen sich jene Inschriften mehr weltlichen Inhalts, die nämlich neben guten Wünschen Lebensregeln oder Ansichten entwickeln und in ihrer Wahrheit, ihrem derben und doch treuherzigen Humor, so recht an diese beiden Seiten des deutschen Charakters erinnern. So heißt es in Amberg am Pfründnerhaus:

Hilf den Armen aus der Not
Dann sy erschuf der höchste Gott
Christus will dein lohne sein — —

Vohenstrauß, Pfarrhof:

Viatori sit securus
Exitus et reditus.

Schwandorf, Schulhaus:

Bienen holen für ihr Haus
Honig heim aus Blum und Blüth
Und du trage hier heraus
Weise Lehr' und gute Sitt'!

Floß:

Dies Haus steht an der Straßen,
Der liebe Gott wolle es nicht verlassen.

Bei Auerbach:

Trau, schau, wem
Gieb acht auf dem,
Der dir giebt gute Wort
Verleit Dich oft am manchen Ort.

Der in folgenden drei Versen ausgesprochene Gedanke findet sich in Häuserinschriften am meisten ausgedrückt, namentlich erscheint der erste Spruch da und dort fast wörtlich wieder, z. B. in der Oberpfalz in Kalmreuth und in der Gegend von Auerbach. Er lautet:

Das Haus ist mein und doch nicht mein,
Wer nach mir kommt, wirds wieder so sein.

In folgender Version las ich diesen Spruch in Berg bei Deggendorf:

Dieß Haus ist mein
Und doch nicht mein,
Dem Zweiten wird
es auch nicht sein.

Den Dritten trägt man auch hinaus.
Drum Wandrer sprich Wem ist dies Haus?

In Braunetsrieth bei Vohenstrauß:

Dieß Haus g'hört mein und doch nicht mein
Wer nach mir kommt wirdst auch so sein.
Ich bitt o Herr gib Gnad und Segen in diesem Haus
Lasse alle Arbeit mir gedeihen Bis wird sein mein Leben aus.
Was hilft mich das schöne Haus,
Hier kann ich nicht lange bleiben
Der Tod wann kommt, Fragt nicht nach Hab und Gut
Er wird mich bald draus treiben.

Rainhausen am „Pflug“:

Viele Menschen gibt's auf dieser Welt
Streben alle nach dem guten Geld!
Und wenn sie das erwerben,
So legen sie sich und sterben.

Bei Auerbach:

Dieses Haus hat mir sehr viel Verdruß gemacht
Doch habe ich meine Feinde nur ausgelacht,
Wir bauen Häuser und fein fest
Und sind darum nur fremde Gest
Und wie (wir) sollen ewig sein
Da bauen wir ganz wenig ein.

Zum Schlusse lassen wir noch einige Inschriften folgen, wovon in einigen sich der deutsche Mutterwitz, der mehr als einem anderen dem Bürgerstande eigen ist, besonders ausspricht.

Neumarkt:

Es wünscht mir einer was er will
Dem Gebe Gott zwei mal so vil.

Fischbach bei Nittenau:

Ich hab' nach meinem Sinn gebaut
Und dabei auf Gott vertraut.

Kastl, über dem Eingang ins Schloß:

Vil wirt unter der rosen*) geret, und nit alles auf's Best ausgelegt. 1583.

Mühlhausen:

Bewahr uns Gott vor Theurer Zeit
vor Maurer und vor Zimmerleut!

Bei Auerbach:

Wem Gott will dem giebt er viel
An seinen Segen ist alles gelegen
Aus unbedachten Reden
Kommen viel Sünd und Schäden
Der ist gescheit und voller List
Der seiner Zunge Meister ist.

Amberg:

Wer sein gud In diesen Jaren:
Vor dem Dieben kann bewahren:
Nichts darf gewen dem soldaden
grichtschreibern und Advokaten
lewet gesund hat dreis gesind
ein freindlichs Weib
gehorsams Kind
ein eigens Haus, darzu sein Brod,
der sei vergnicht und danke Gott! Anno 1693.

Daß sich nun die Sitte der Häuserinschriften

*) Anm. Sub rosa?

wieder neu belebe und weiter ausbreite, kann ich nicht hoffen; wird es mir aber der Leser verargen, wenn ich den Wunsch ausspreche, man möge wenigstens die überkommenen Inschriften schonen und zu erhalten suchen?

Drei interessante Berge im Nordgau.*)

Es ist zwar bekannt, daß die Oberpfalz an Mineralien reich ist, man möge sich dabei nur an die reichen Eisenerzlager bei Amberg, Sulzbach und Vilseck, an die Bleierzlager bei Freihung und Erbendorf, an das Vorkommen von Steinkohlen bei Erbendorf, von Braunkohlen bei Burglengenfeld, an die bedeutende Ausfuhr von Granit- und Basaltsteinen erinnern; es ist vielleicht auch nicht unbekannt, daß man in der Oberpfalz beim Suchen nach Erzen in eine Reihe von früher bebauten Schachten oder Stollen gelangt, die im Laufe des die Oberpfalz entvölkernden dreißigjährigen Kriegs verlassen wurden, allein diese Umstände sind für viele Naturfreunde noch keine hin-

*) Diese Skizze war der Gegenstand eines Vortrages im naturhistorischen Vereine in Bamberg unter spezieller Bezugnahme auf Gümbels Beschreibung der ostbayerischen Gebirge. Winter 1873.

3*

reichende Veranlassung, um sich in einer fremden Gegend umzuschauen, man möchte auch Gelegenheit haben, an dem äußeren Hervortreten der Gebirge, an der Formation und Physiognomie des Landes Studien über Inhalt und Ursprung zu machen und an der Erhabenheit jener Bildungen den Reichthum der Natur zu bewundern.

Ich möchte Sie nun auf einige für den Naturfreund höchst interessante Punkte im nördlichen Theile der Oberpfalz aufmerksam machen und lade Sie ein, mir vorläufig im Geiste dahin zu folgen. Vielleicht kommen Sie selbst einmal in den Nordgau und ich garantire für Ihre Befriedigung.

Der erste der zu erwähnenden Punkte ist der Parkstein. Derselbe erhebt sich in der großen Mulde, welche zwischen dem Fichtelgebirge und dem die Oberpfalz von Franken scheidenden Jura liegt, frei aus der Keuperebene in der Höhe von 1837 Pariser Fuß und liegt etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde von Neustadt, 2 Stunden westlich von Weiden und eine kleine Stunde von Hütten-Parkstein, der letzten Station der Eisenbahn von Bayreuth nach Weiden. Der Parkstein ist im Nordgau bekannt wegen seiner prächtigen Rundsicht, welche auf das Thal der Waldnab und jenes der Haidenab sich bietet und begrenzt wird von den Bergen des fränkischen



Basaltbildung auf der Höhe des Parksteins.

Jura, vom Ochsenkopf und Schneeberg, von den Bergen bei Waldsassen, aus denen die Wondreb ihren Ausweg in die Eger und Elbe sucht, und endlich von der langen waldgekrönten Hügelreihe des Böhmerwaldes. Ganz nahe dünken uns vier Berge, welche in den vier verschiedenen Himmelsgegenden um den Parkstein herumliegen: der Weissenstein im Norden, der Leuchtenberg im Osten, der Eixelberg im Süden und der Vater Kulm im Westen. Allein die Hauptschönheit des Berges liegt nicht im Ausblick von ihm, sie liegt in ihm selbst. Er steigt nemlich frei aus der Ebene als eine kolossale Basaltmasse heraus, die auf der Ostseite vollkommen offen ist. Hier gleicht der Berg geradezu einer großen Feuersäule, deren Masse plötzlich starr geworden ist und in der Form von fünfeckigen, schuhlangen Säulchen der Jetztzeit ein handgreifliches Bild von den Umwälzungen der Vorzeit bietet. Gegen die Mitte des Berges zu laufen diese Säulen enger zusammen, dann breiten sie sich plötzlich wieder aus und wenden sich herauswärts gegen Norden zu, wobei sie durch eine andere Partie von Norden herlaufender Säulchen vor dem Ueberstürzen geschützt werden. Durch diese Ausbauchung und den kühnen Schwung im Laufe der Säulen wird die erwähnte Vorstellung von der Feuerflamme selbst in jedem Laien rege. Der Berg

ist daher auch nur von der Westseite, an welcher der Markt Parkstein sich lagert, zugänglich. Kein Wunder daher, daß die ehemalige stattliche Burg, von der nur mehr ein Paar ganz unbedeutende Mauern sichtbar sind, im Jahre 1634 von den Schweden nicht eingenommen werden konnte, wenn wir auch der Parksteiner Sage nicht Glauben schenken, der Burghauptmann habe so gut geschossen, daß er dem Commandanten im Schwedenlager — heute noch die „Kriegshut“ genannt — den Krug vom Munde weggeschossen habe. Der Parkstein ist nicht der einzige Basaltberg in der Gegend, ihm gegenüber liegt gegen Westen der rauhe Kulm, allein die Basaltformation dieses im Uebrigen herrlichen Kegels kommt jener des Parksteins nicht nahe. Beide Berge sollen die letzten in der Gruppe sein, welche auf dem Südende des Erzgebirges ihren Hauptstock hat und von da nach Südwest streicht. Auf bayerischem Gebiete wurde auch durch den Ostbahnbau in der Nähe von Mitterteich ein Basaltlager aufgedeckt, als Kegel tritt dieses Eruptivgestein aber meines Wissens in der Oberpfalz nicht mehr zu Tage.

Schlagen wir vom Parkstein herunter den Weg direkt nach Weiden ein, so kommen wir alsbald in den letzten Ausläufer des großen Manteler Waldes, der durch den Sturm vom 31. Mai 1856 arg zu-

gerichtet wurde. Dieser Orkan drang von der Donau herauf und tobte seine Hauptwuth im langgestreckten Nabthale aus. Gerade das Forstamt Weiden hatte am meisten zu leiden. Von der Heftigkeit des Sturmes gaben weniger die vielen geknickten oder umgeworfenen großen Bäume Zeugniß, als die unzähligen jungen Bestände, die in der Form von großen Zungen wie niedergewalzt waren. Nach einer einstündigen Wanderung belebt sich der Wald und wir glauben durch denselben ein großes indianisches Dorf zu erblicken. Das, was wir aber für die Wigwams hielten, sind nur viele Klafter aufgekastelten Torfes, der hier in der sog. „Mooslohe“ in einem reichen Lager gestochen wird. Zum großen Theil gehört das Torflager dem Besitzer der Glasfabrik Ullersricht, welche vor etwa 20—25 Jahren zuerst den Versuch machte und durchführte, mit Torf Glas zu schmelzen.

In einer halben Stunde sind wir in Weiden. Kommen wir zur Heuzeit dahin, so merken wir sofort, daß der Hauptreichthum von Weiden in seinen Wiesen besteht. Eine Unzahl von Mähern und Heuerinnen belebt die Wiesen, die sich im weiten von der Waldnab in den sonderbarsten Schlangenwindungen durchzogenen Thale nahezu zwei Stunden lang nach Süden ziehen. Ihre besondere Fruchtbarkeit aber verdanken

sie dem Umstande, daß erst oberhalb Weiden das Nabthal weiter wird. Vorher ist es enge und staut so das plötzlich flüssig gewordene Schneewasser, bis es vor Weiden mit Macht in's weiter gewordene Thal ergossen und darüber hin vertheilt wird.

Der zweite Berg, auf den ich Sie führen möchte, ist die Flossenbürg bei Floß. Sie liegt schon im Böhmerwalde, eine gute Stunde vor der Grenze selbst. Wir wenden uns von Weiden auf der sog. neuen Straße dem Böhmerwalde zu. Aeußerlich zeigt sich derselbe als eine Reihe von neben- und hintereinanderliegenden Ketten von Hügeln mit langestreckten Rücken, die zumeist dicht bewaldet von Waldsassen bis Passau sich ziehen, ihre höchste Höhe aber erst in Niederbayern durch den Arber und Rachel erreichen. Auf der erwähnten Straße vorgehend begegnen wir bald am linken Nabufer dem Rothtodtliegenden, von dem aus man mit Wahrscheinlichkeit auf das Dasein von Steinkohlen schließt, und bei Tröglersricht einem reichen Gange von Felsitporphyr, in welchem nach Sachkennern sehr schöne Dyhexaëder von Quarz eingewachsen sich finden. Nach kurzer Wanderung erreichen wir einen Berggipfel und aufgeschlossen liegt vor uns das ganze Grenzgebirge, die Bärnauer und Flosser Berge und vor Allem hervorragend der massive, 2469 Fuß

hohe Fahrenberg. Wir haben das Urgebirge betreten, das uns auch äußerlich bald erkennbar wird. Denn da und dort und immer häufiger herumliegende Granitsteine, mit grauem Moos bedeckt, verrathen uns, daß wir uns in der Steinpfalz befinden. Hügel auf, Hügel ab, da und dort ein dunkler Föhren- oder Fichtenwald, viel braunes Feld, wenig Wiesen, viel grünlichgraue Oedung mit regellos vertheilten Felsblöcken, mit braunen Kühen und weißen Ziegen, aus der Landschaft hell hervorleuchtend, da und dort ein am Hügel hingebautes Kirchdorf, das ungefähr ist der Charakter der Steinpfalz. Wenig hellglänzende Farbentöne, mehr bescheiden grau und braun! Geradezu düster aber blickt herüber der Berg mit der Flossenbürg. Seine Lage unmittelbar vor den höheren, dichtbewaldeten Bergen und seine graue Farbe bewirken, daß er, mag die Sonne auch noch soviel Strahlen auf ihn vereinigen, immer rauh, ja drohend in die Ferne blickt. Wir kommen an dem gewerbreichen Markte Floß und an dem Hammergute Plankenhammer, wo noch lustig der Eisenhammer pocht, vorüber und erreichen bald die Flossenbürg. Wir stehen still vor Staunen, denn die Massigkeit und Vielgestaltung des Urgebirgs bleiben nicht ohne Wirkung auf unser Gemüth. Nichts ist zu sehen als ein hoher Haufen von

über und wieder übereinander geworfenen Granitblöcken, auf ihm erhebt sich wie eine Krone eine Reihe senkrecht aufgethürmter Steine und auf diesen stehen noch die Trümmer einer ehemals ansehnlichen Ritterburg. Auf dem ganzen Berge kein Baum oder Strauch, kaum ein Grashalm, nichts als Stein, nur von der obersten Zinne des Thurmes hängen einige Birken nieder, die vor dem Wanderer doch nicht fliehen, wie die im Thurme nistenden Dohlen, welche kreischend sich davon machen. Wie von Ferne ist auch in der Nähe die Flossenbürg das greifbarste Bild der Rauhheit, des düsteren Trotzes. Von der entgegengesetzten Seite ist der Berg jedoch nicht ganz so düster, denn hier ist mehr von der Ruine noch zu sehen und dann liegt am Fuße das Dorf Flossenbürg. Seitdem ich den Berg zum letzten Male gesehen hatte, hat er übrigens eine etwas andere Farbe angenommen, er ist weißer geworden, nicht durch das Alter, sondern durch die an ihm hängenden Steinhauer, die den jetzt sehr gesuchten Granit bearbeiten, um ihn in der Form von Trögen, Kufen, Trottoirsteinen, Gesimsen u. s. w. zu versenden.

Haben wir die Zahl, die Größe und besonders die Lage der Steine genug bewundert und uns auch zum oberen Thurm, dem sog. Oberhaus (2240 Fuß

hoch), hinaufgeschwungen, um von da aus vorzuschauen in das Nabthal nach Neustadt, Störnstein und Parkstein, so treten wir befriedigt den Rückweg an. Betrachten wir noch das Gestein selbst. Es ist der sog. Krystallgranit, ein mehr oder minder grobkörniger Granit, in dessen Masse große Feldspathzwillinge eingestreut sind. Er ist über ganze Strecken des Böhmerwaldes ausschließlich verbreitet und dringt von solchen Partien auf Gangadern in's Nebengestein. Der Granit bei Floß und Flossenbürg bis an die westliche Seite das Fahrenberges gehört einem solchen Zweige des Tirschenreuther Waldes an. Das Hervortreten des Gesteins, wie es mit seinen hundertfältigen Ueberstürzungen an der Flossenbürg der Fall ist, deutet aber auf's Klarste auf eine sehr heftige Schichtenstörung hin und beweist uns, wie sehr das Eindringen der Granitgänge in andere Schichten auf die ganz apparte Struktur der Umgebungsformation des Böhmerwaldes eingewirkt hat.

Wer nicht mehr Zeit hat, um einen weiteren Blick in den Böhmerwald zu thun, der wählt am besten den Retourweg dem Lauf der Floß entlang an dem Granithügel, auf welchem dereinst die Burg „derer von Störenstein“ lag, vorüber nach Neustadt W.-N., dem ehemaligen fürstlich Lobkowitz'schen Städtchen,

welches, besonders vom sog Calvarienberge besehen, reizend auf einem Fels von Hornblendgestein liegt. Von da läßt sich per Bahn noch eine rasche Tour in das Stahlbad Wiesau und in die böhmischen Bäder Franzensbad, Karlsbad und Marienbad, von denen jedes fast gleich hübsch wie heilkräftig ist, machen. Wer dagegen noch ein wenig Berg steigen will, gehe ostwärts und steige noch höher bis zu dem Punkte, wo man sieht, daß sich auf der böhmischen Seite die Berge senken, obwohl die ineinandergeschobenen Hügel keinen Blick auf die reichgesegnete böhmische Ebene zulassen. Dabei versäume man ja nicht die paar Schritte zu der Ruine Schellenberg, die so versteckt in der Ecke der Berge auf schwer zugänglichen Felsen in dem herrlichen Tannenwalde liegt, daß man unwillkührlich, so sündhaft der Gedanke sein mag, rufen muß: Das ist ein allerliebstes Raubritternestchen! Von da wähle man den Weg nach dem Neuenhammer, welcher auf dem hinteren langgestreckten Rücken des Fahrenbergs, jedoch schon auf der Ostseite, liegt und von der aus dem Walde kommenden Zott mit sehr starkem Gefäll durchströmt wird. Die Zott treibt von hier an nahezu auf jede Viertelstunde Entfernung ein anderes Triebwerk, fast ausnahmslos Glasschleif- und Polierwerke. Das Zottthal ist eine gute Stunde lang sehr eng und

ähnelt in vieler Beziehung den Thälern des fränkischen Jura, nur ist das Wasser der Zott nicht grün, sondern wie alle Gewässer des Nordgaues schwarzbraun gefärbt.

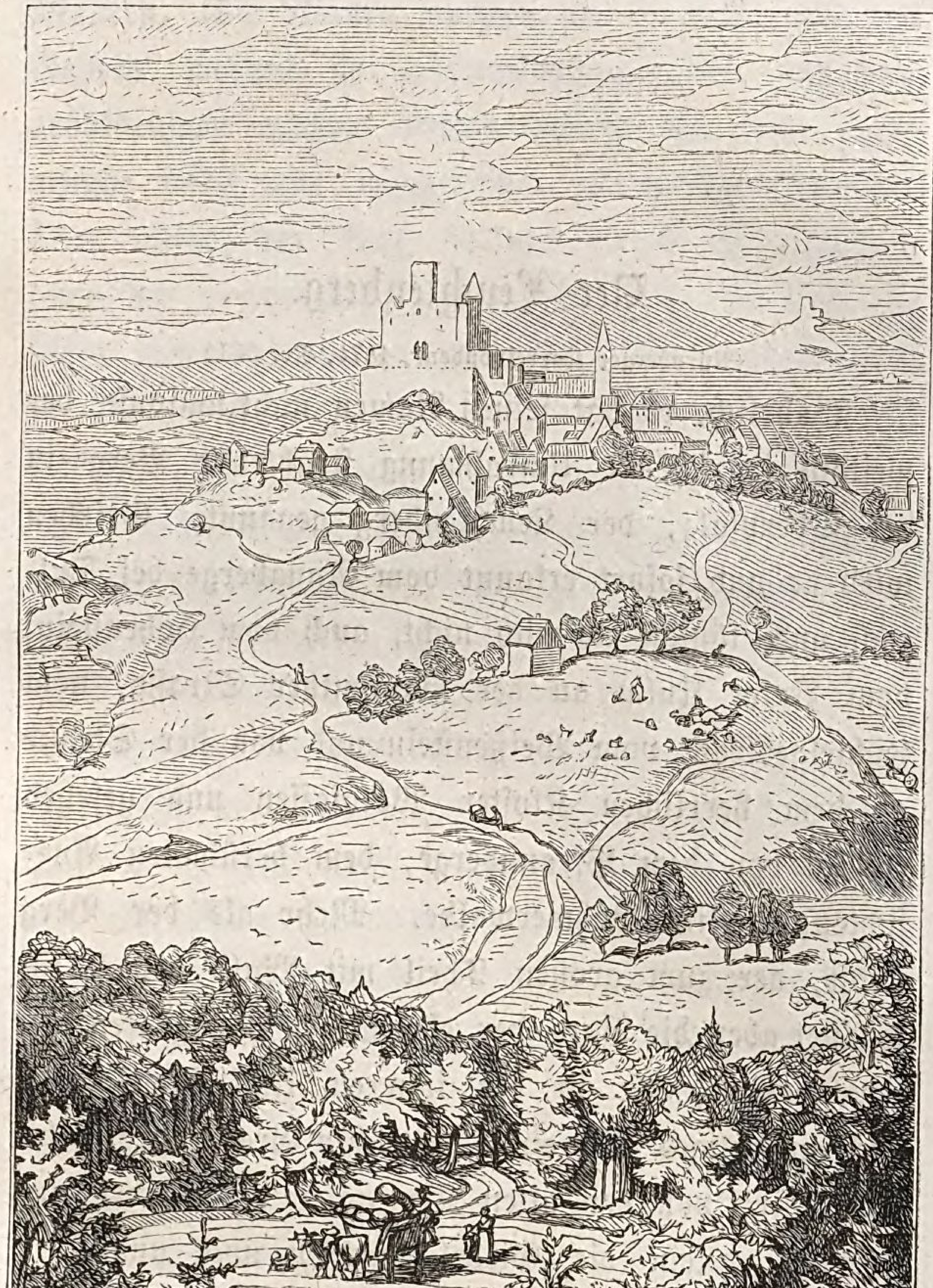
Sobald das Thal sich öffnet, haben wir einen recht artigen Blick. Die Zott macht einen großen Bogen um einen von Wiesen und Feldern reich bedeckten Hügel, aus dessen Ende sich ein 400 Fuß hoher und doppelt so langer Felsen von blinkendem Rosenquarz heraushebt. Dies ist der dritte Punkt, zu dem ich Sie führen möchte. Um den Quarzfelsen herum, den sog. Schloß- oder Kreuzberg, liegt aber ein sauberes Städtchen, „Pleystein", früher „Bleistein" genannt, während die Höhe des Felsens von einer ziemlich großen Wallfahrtskirche gekrönt ist. Der Quarz fällt so steil ab, daß ein Besteigen des Felsen nur von der Rückseite möglich ist. Diese Seite ist mit hübschen Bäumen bepflanzt, die sich im sog. Stadtweiher wiederspiegeln. Durch ringsum höher gelegene Berge, namentlich den Fahrenberg, an dessen Fuß hier ein Hügel mit Granitblöcken um deswillen auffällt, weil nur bis zur Westseite der Hauptgranitzug reicht, erhält das beschriebene Bild einen reichgezackten grünen Rahmen. Die erwähnten Granitblöcke kommen mir stets als erratische Blöcke vor, da wir uns auf der

Ostseite des Fahrenbergs im reinen Gneisgebiete befinden. Der Gneis drängt von der böhmischen Grenze vor. Er ist erheblich mit Glimmerschiefer versetzt, blättert sich leicht und bewährt sich als sehr guter Ackerboden. Der Quarz dringt hier an zwei Stellen durch, am Kreuzberg in Pleystein und am sog. weißen Steine auf der Kante des Höhenzugs zwischen Pleystein und Vohenstrauß hart an der Straße. Vom weißen Stein wird aber bald nicht mehr viel zu sehen sein, denn bei seiner geringen Qualität wird er gegenwärtig stark als Material für die Straße benützt; vor etwa 12 Jahren war noch der ganze Fels, freilich von geringerem Umfange als der Kreuzbergfels, zu sehen. Der Quarz des letzteren ist als Material für die Glasfabrikation sehr gesucht, wird jedoch aus Schonung theils für die Schönheit des Felsens, theils für die Wallfahrtskirche nur in geringem Umfange gebrochen. Bei der Schönheit und Mächtigkeit des Pleysteiner Quarzfelsens und bei der hübschen Aussicht von demselben wird es Niemanden gereuen, ihm einen Besuch gemacht zu haben.

Wählen wir von da den Weg nach Vohenstrauß, so erhalten wir von dem erwähnten Weißenstein einen Prachtblick auf Vohenstrauß mit seiner fünfthürmigen Friedrichsburg, überragt fast noch von dem burg-

gekrönten Leuchtenberg, dem Sitze der ehemaligen Landgrafschaft gleichen Namens. Links nach Osten streift ein Blick den düsteren Wald im Vorder- und den hohen Tännersberg im Hintergrunde, rechts liegt die Vorderseite des hohen Fahrenbergs.

Ich erinnere mich noch mit innigem Vergnügen an die Augenblicke, da ich hier die Sonne purpurroth hinter die hellschimmernde Burg des „Leuchtenbergs" sich senken sah. Wie jeder Gegend dieser oder jener Farbenreflex eigen, so hat diese Partie ein herrliches Purpurroth beim Sonnenuntergang. Von Vohenstrauß gelangen wir in einigen Stunden wieder zur Bahn. Der Weg nach Weiden, welcher bisher in haarsträubender Weise bergauf bergab führte, ist jetzt verbessert und erleichtert die Communikation. Die Abgeschlossenheit von der übrigen Welt hat dieser Gegend bisher viel mehr geschadet als genützt. Man mochte nicht glauben, daß „dahinten" auch etwas gedeihe. Nach zuverlässigen Nachrichten ist jedoch zu hoffen, daß eine Bahn von Weiden nach Pilsen auch den beschriebenen Theil des Böhmerwaldes allgemein zugänglich machen und damit manches Vorurtheil dagegen heben werde. Vielleicht findet es auch mancher Freund der Natur der Mühe werth, die Gegend zu besuchen.



Leuchtenberg.

Der Leuchtenberg.

(Nürnberger Korrespondent, 1874, No. 363.)

Wahrlich, er hat seinen Namen nicht umsonst, der weithin in schöner Umrahmung strahlende Berg in der Oberpfalz, der Leuchtenberg genannt. Gesehen wird er und sofort erkannt vom Annaberge bei Sulzach und, täusche ich mich nicht, auch vom Hohenstein, vom Vater Kulm an der Bayreuther Straße, vom Fichtelgebirge, vom Weißenstein und von der Straße zu dem herrlichen Kloster Waldsassen und gesehen endlich von dem Pfraunberge, dem berühmten Aussichtspunkte im Böhmerwalde. Mehr als der Berg selbst, der zum großen Theil mit Wald bedeckt ist, leuchtet aber die Burg der ehemaligen Landgrafen von Leuchtenberg, die in der inneren Umfassungsmauer noch ein artiges Bild einer stattlichen Grafenburg giebt. Zwar sind von den alten Kemenaten die Dächer eingefallen, allein die Giebel leuchten noch und über diese hoch empor der alte Pallas und der noch höhere Lehenthurm mit seinen am Sockel 18 Fuß dicken

Mauern. Die Ruinen leuchten um so mehr, als das Gestein, woraus sie zusammengefügt sind, aus dem grobkörnigen weißen Granit besteht, der vom Baugrunde selbst nur weggehauen zu werden brauchte. Man meint, der Berg sei von diesem Granitgestein schon der Leuchtenberg genannt worden, ehe noch ein festes Haus darüber gebaut war, allein wahrscheinlich ist Dieß nicht der Fall. Die Gelehrten behaupten vielmehr, der Erbauer der Burg habe wahrscheinlich Lukko geheißen und daher komme der ursprüngliche Name „Lukkenberg“, der sich dann in „Lugenberg“, später in „Leugen-, und Leuchtenberg“ verwandelt habe. Darnach kommt auch der Name Leuchtenberg nicht von dem Weithinleuchten des Berges, was immerhin richtig sein mag. Fährt man mit der Bahn von Regensburg nach Eger, so sieht man ein paar Stationen vor Weiden in vollem Glanze den Leuchtenberg. Hier öffnet sich nämlich das Thal der Luhe zur Mündung dieses Baches in die Nab und hinter den Bergvorsprüngen zu beiden Seiten der Luhe, wie hinter natürlichen Kulissen, liegt die stolze Grafenburg und um sie herum der Markt Leuchtenberg. Die Ruinen der Burg präsentiren sich hier so vollzählig, daß nur eine Flagge vom Lehenthurm herniederwehen dürfte, und man würde darauf schwören, das Schloß sei noch

bewohnt. Bewohnt war es auch noch bis vor wenigen Jahrzehnten, die allerältesten Theile ausgenommen. Ein bayerisches Rentamt hatte dort seinen Amtssitz, bis im Jahre 1842 eine große Feuersbrunst die brennbaren Theile des Schlosses mit den Amtsgebäuden und nahezu den ganzen Markt in einen Aschenhaufen verwandelte. Von da an war der ehemalige Landgrafensitz in Wahrheit eine Ruine. Auch mit der Konservirung der Ruine war man theilweise sehr unglücklich. Die im Jahre 1440 neu hergestellte und im Jahre 1687 renovirte Schloßkapelle hatte ein leichtes gothisches Gewölbe, das auf einer granitenen Säule in der Mitte der Kapelle ruhte. Der Restaurator warf die Säule ein und zog eine einfache Weißdecke über die Kapelle. Als kleiner Studiosus sah ich noch die sämmtlichen Trommeln der Säule herumliegen. Sie waren sämmtlich mit Inschriften bedeckt. Bei meinem letzten Besuche war nur noch ein einziges Stück zu sehen, die übrigen waren verschwunden. Zur Erhaltung der Thürme und alten Schloßtheile geschah wenig oder nichts, und so kam es, daß in den sechziger Jahren angeblich wegen Baufälligkeit der Mauern der Besuch der Ruine ganz und gar verbot:n wurde. Erst in der neuesten Zeit fanden die Ruinen würdige Verehrer ihres Andenkens. Der gegenwärtige Pfarr-

herr in Leuchtenberg, Hr. Troßner, machte mit mehreren Freunden den Verweser des Bauamts Amberg, Hrn. Bernaz, auf die Reparaturbedürftigkeit der Schloßruine aufmerksam, und wahrlich sie hätten mit ihrem Anliegen an keinen aufrichtigeren Freund des Alterthümlichen und an keinen besseren Bauverständigen gerathen können. Kaum verfloß ein Jahr, so war der Schloßhof wieder durch Thür und Thor geschützt, der Schutt weggeräumt, und noch mehr als Alles, der Lehenthurm wurde wieder aufgeschlossen und kann bestiegen werden, um von seiner Brustwehr aus die köstlichste Rundsicht zu gewähren. Der Lehenthurm war früher nur in einer Höhe von etwa 30 Fuß mittels einer Fallbrücke vom Schlosse aus zugänglich und konnte schließlich nur mit einer Leiter, später aber gar nicht mehr bestiegen werden, nachdem Zugbrücke sammt Zubehör verfallen war. Bei den hohen Kosten der Erneuerung des Zugangs über die Fallbrücke ergriff Bernaz ein sehr einfaches Mittel: es wurde am Fuße des Thurmes eine Oeffnung durch die Wand geschlagen und von da aus eine sehr praktische Stiege bis zur Höhe des Thurmes geführt. Ich war entzückt, als es mir vergönnt war, diesen mysteriösen Thurm zu besteigen und dort im Genusse der Umsicht zu schwelgen. Hatte ich ja auch den herrlichsten

Herbstabend, den man sich denken kann, die reinste Luft und den blauesten Himmel. Wie glänzten all' die Kuppen und Gipfel rings umher, der Kulm und der Parkstein, der Tennesberg und der Eixelberg, der Weissenstein und die Kössein. Selbst die allzeit düstere Flossenbürg schien ein halb süßes halb trübes Lächeln im verwitterten Granitgesichte nicht verbergen zu können. Als wir auf dem Rückwege an den sagenumwehten „kalten Baum" auf der alten Straße von Nürnberg nach Pilsen vorüberkamen, senkte sich eben die Sonne hinter die Bayreuther Berge und beleuchtete nur noch die oberen Theile der Thürme der Burg. In den Thälern lag schon tiefer Friede, der Nebel fing an zu steigen, da und dort tauchte schon ein Lichtlein auf und vom Fahrenberg herüber klang die Ave-Glocke.

Die Burg Leuchtenberg ist von der Sage umhüllt: Die Tochter eines hohen Böhmerfürsten habe sich zum Christenthum bekehren lassen, sei aber dafür von ihrem Vater in die weite Welt hinausgejagt worden. In den Waldungen des Nordgaues sei ihr ein Edelmann begegnet, der entzückt von ihrer Schönheit sie zum Weibe nahm, sich selbst aber taufen ließ. Auf dem nahen Berge aber habe er sich eine feste Burg erbaut und sie Leuchtenburg genannt. Wann die Burg in Wirklichkeit erbaut wurde, läßt sich nicht feststellen,

die alten Kropfquadern einzelner Theile lassen auf eine sehr frühe Zeit schließen. Zum ersten Male ist der Burg erwähnt, als Gebhart, Herr von Waldeck, einer zwischen dem rauhen Kulm und dem Fichtelgebirge gelegenen Burg, von der jedoch kein Stein mehr steht, im Jahr 1124 den frommen Bischof Otto von Bamberg ersuchte, auf seiner Fahrt nach Pommern die Burgkapelle in Leuchtenberg zu weihen. Der heil. Otto entsprach der Bitte und weihte nicht nur die Kapelle in Leuchtenberg, sondern auch die Kirche in Vohenstrauß (Vohendraß). Von da an traten die Herren von Leuchtenberg, denen alsbald das Landgrafamt verliehen ward, nachweisbar und fortlaufend in der Geschichte auf. Der Umfang ihres Besitzthums war häufig schwankend. Es umfaßte außer dem nächsten Gebiete um Leuchtenberg zunächst die Herrschaft Waldeck, außerdem gehörten für längere oder kürzere Zeit dazu die Städte Pfreimt, die Veste Betzenstein, von der aus Landgraf Johann 1402 den Bischof von Bamberg gefangen nahm, die Städte Waldmünchen, Grafenwöhr, Pleistein und Pegnitz, die reiche Erbschaft der Grafen von Hals in Niederbayern, die Herrschaft Grünsfeld und die Grafschaft Russy. Die fortwährenden Theilungen unter die verschiedenen Linien, die häufigen Gebietsverpfändungen, die oftmalige Abwesenheit der

besten unter den Besitzern im Dienste des Kaisers oder anderer Lehensherren ließen einen stetigen Gebietszuwachs nicht zu. Die Burg selbst wurde im Jahre 1268 von dem bayerischen Herzog Ludwig dem Strengen berannt, konnte jedoch nicht genommen werden, unterlag aber im Anfang des 15. Jahrhunderts den Stürmen der Hussiten, und, nachdem sie durch Landgraf Leopold um 1440 wieder vollständig hergestellt war, im Jahre 1621 dem wiederholten Angriffe des Grafen von Mannsfeld, der nach den bittern Klagen des letzten Landgrafen die Gegend so arg mitnahm, „daß es einen Stein erbarmen möcht". Es ist ja bekannt, daß die Oberpfalz im dreißigjährigen Kriege ungemein viel zu leiden hatte und fast ganz entvölkert wurde. Im Schloß Leuchtenberg wurden nach Beendigung dieses Kriegs die abgebrannten Gebäude wieder aufgebaut, und in diesem Zustande blieb es, bis es 1842 durch den bereits erwähnten Brand für immer zur Ruine wurde. Doch auch die Ruinen haben Werth für uns, und bestünde er auch nur darin, daß sie uns eine Vergleichung des Sonst und Jetzt nahe legen. Sonst hatten die Herren von Leuchtenberg das Geleitsrecht von Regensburg und Nürnberg bis Eger und erhoben einen erheblichen Zoll in Wernberg. Und bis so ein Wagen mit Wein, für den 18 Regens-

burger Pfennige bezahlt werden mußten, an den Ort seiner Bestimmung kam, mußte noch mancher Pfennig für Geleit und Zoll entrichtet werden. Heute fährt im Nabthale von Nürnberg und Regensburg her die Lokomotive und weiß nichts mehr von Geleit, Zoll oder Schlagbaum. An die Ruinen knüpfen sich ferner die Erinnerungen an ein Jahrhunderte lang blühendes Fürstengeschlecht, an Kaiser und das alte Reich. Die Landgrafen von Leuchtenberg waren besonders in der früheren Zeit enge verbunden mit den Burggrafen von Nürnberg durch Heirathen, Gevatterschaften, Vormundschaften und Freundesdienste. Als Burggraf Friedrich im Jahre 1365 noch keinen männlichen Erben hatte, übertrug König Karl dem Landgrafen das Burggrafenthum zur Verwesung für Friedrichs einzige Tochter, falls derselbe ohne männliche Deszendenz versterben sollte. Burggraf Friedrich wollte für den erwähnten Fall auch seine Würzburgischen Lehen dem Landgrafen Ulrich übertragen lassen, es kam jedoch nicht dazu, weil ihm noch zwei Söhne geboren wurden. Innig befreundet waren die Landgrafen ferner mit den Königen von Böhmen und mit den Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach. Doch brachten ihnen diese Freundschaften wenig Glück, da sie von erheblichen Geldvorschüssen nur Weniges zurückerhalten

konnten. Als Freunde und Verbündete der Markgrafen neigten sie sich im 16. Jahrhunderte auf die Seite der Reformation, und Landgraf Christoph besetzte sogar im Namen des Markgrafen Albrecht 20 den Hochstiften Bamberg und Würzburg abgenommene Aemter und hielt sich auch längere Zeit als Statthalter in Bamberg auf. Doch schon sehr bald, mit dem Landgrafen Georg Ludwig, machte sich ein Umschwung geltend. Georg Ludwig, in seiner Jugend Rektor Magnifikus der Universität Ingolstadt und wegen seiner vielen diplomatischen Sendungen nur der Merkur der Fürsten genannt, war ein sehr eifriger Katholik. Weil die lutherische Lehre in der Stadt Pfreimt bedenklichen Raum gewonnen hatte, ließ er im Jahr 1590 oder 1591 die ganze Bürgerschaft auf's Rathhaus rufen und nahm einem Jeden sein Glaubensbekenntniß ab. Die Katholiken stellte er zur Rechten, die Lutherischen zur Linken. Letzteren redete er „ebenso kräftig als gnädig zu", von der Ketzerei zu lassen, so daß sich sofort sechzig Bürger zur Wiederannahme des katholischen Glaubens entschlossen. Die zwei Ueberbleibenden — verließen die Stadt. Sein Sohn Wilhelm verheirathete sich mit der Gräfin Erika von Manderscheid, die ihm zu Liebe katholisch wurde. Wilhelm wollte aber nach zehnjähriger Ehe Priester

werden und erhielt auch noch bei Lebzeiten seiner Frau die erste Tonsur. Nach ihrem bald darauf erfolgten Tode trat er vollends in den geistlichen Stand, war zuerst Kanonikus in Magdeburg, trat endlich nach vielfachen Irrfahrten in den Orden der Franziskaner und endete vollständig herabgekommen 1634 in Ingolstadt sein Leben. Unter ihm kam die Landgrafschaft in die Administration der Herzoge von Bayern. Am Hofe derselben in München wurden die letzten Sprößlinge des landgräflichen Hauses erzogen. Als mit Maximilian Adam 1646 der Landgrafenstamm erloschen war, erstand Herzog Albrecht von Bayern die Allodialgüter im Konkurse um 20,000 Gulden. Ihm wurden auch die Reichslehen und insbesondere der Landgrafentitel vom Kaiser verliehen, gingen aber im Tauschwege an den Kurfürsten Maximilian über. Von da an blieben die landgräflichen Besitzungen mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung unter dem Kurfürsten Max Emanuel ununterbrochen in den Händen des Wittelsbachischen Hauses. Nachdem nun das Interesse an der schönen Schloßruine wieder erwacht ist, soll jedes Jahr am Namenstage unseres Königs Ludwigs II. am 25. August, eine Zusammenkunft von Freunden der Natur und der Vorzeit

stattfinden.*) Im vergangenen August fand die erste statt. Möchten es bis zum nächsten Feste die höchst bescheidenen Mittel erlauben, auf dem Lehenthurme einen soliden Flaggenstock anzubringen, damit die in's Thal herunterwehende blau und weiße Fahne das Fest verkünde unddazu lade.

---

*) Das Fest ist nunmehr eingerichtet und weithin kündet es vom Lehenthurm die weiß und blaue Flagge.

Falkenstein.

(Septbr. 1874.)

„Auf nach Falkenstein!" Mit diesen Worten war ein lange gehegter Wunsch zum festen Entschlusse geworden, dessen Ausführung auch nicht länger verzögert wurde. Nach einer Fahrt im kalten Morgen auf der Staatsstraße von Waidhaus nach Wernberg am kalten Bäumlein vorüber, nach einer Fahrt auf der Bahn über Nabburg und Schwandorf unter umwölktem Himmel kamen wir auf dem Bahnhofe in Roding an. Bekannt grüßten uns herüber der Arber und der Osser, der Kaitersberg und der Hohenbogen und wir wurden hieraus, wie aus dem Dialekte, der um uns her gesprochen wurde, inne, daß hier die Pfalz vom „Walde" sich scheidet. Mag der Waldler zum bajuwarischen Stamme gehören und der Oberpfälzer zu dem der Narisker oder mögen, was sehr viel für sich hat, beide Bajuwaren sein, einige Verschiedenheit läßt sich zwischen beiden nicht bestreiten. Beide sind fleißig und spar=

sam, beide fromm und genügsam, aber lustiger und auch schneidiger ist der Waldler. Der Waldler versteigt sich schon zum Schnadahüpfel, das man in der Oberpfalz nur selten hört. Ebenso singt die Waldlerin bei der Arbeit im Freien lustig in den Tag hinein, während die Oberpfälzerin schweigend oder nur schwätzend ihr Tagewerk verrichtet. Bekannt ist ja auch der kräftige Juhschrei der Waldler Buben:

Grüß di Gott Waldler Bua,
Wo kummst denn her?
Hast an guat'n Schmalzler Tabak,
Hau'n a Pris' her!

Singt derselbe dem andern zu. Sein höchstes Ideal drückt sich aber in dem bekannten Gesangel aus:

Ich wollt' ich saß am Rachel,
Der Berg war von Brisil,
Daneb'n von Bier a Bachel,
Kunnt mi gern hab'n, wer da will!

Mir selbst lernte einmal ein frisches munteres Waldler Mädchen das folgende, rein praktische Lebensphilosophie enthaltende Gesangel:

„Weg'n oan Dearndl traurig sein,
Dalketer Bua?
D' Welt ist koan Hennersteig:
Dearndln gibts gnua!

Sollte diese Weltanschauung, welche in ihr keine Hühnersteige sieht, nicht mindestens ebensoviel Berech-

tigung haben, als die des Werther, der sich vor der Thüre seiner Lotte in unglücklicher Liebe den Kopf zerschießt?

Ein Franziskanerpater von Neukirchen vom heil. Blut begegnete einmal ein paar unreifen Buben, welche immer Juh schreien wollten, es aber nicht kräftig genug zusammenbrachten. Als der Pater näher kam, hielten die Buben ehrfurchtsvollst stille und gingen etwas beiseite, weil sie dachten, der Pater werde sie ob ihres Schreiens nicht loben. Der Pater rief sie rauh an, er schalt sie aber nicht, sondern fragte sie, ob sie einmal einen ächten Waldler Juchzer hören wollten. Und ohne die Antwort abzuwarten, hielt der Pater stille und that einen so kräftigen Juhschrei, daß man meinte, der Hohenbogen wackele. Worauf der Pater mit den Worten weiter ging: „Wenn man einmal juchzen will, soll man es gescheidt thun, nicht blos schreien." — Was der Waldler für eine Bauernnatur hat, erhellt aus folgender Begebenheit. Als es im Forstamte Zwiesel noch Bären gab*), wurden zu ihrer Einfangung

*) Der letzte Bär wurde im Jahre 1828 von dem Studiosus Schauberger geschossen. Derselbe — gegenwärtig Pfarrer in Schwarzach — blieb deshalb von dort an wegen seines Jägerglücks und kalten Bluts in hohem Ansehen der Jäger und Jagdfreunde.

sogenannte Bärenlöcher gegraben. Eines Abends ging ein Waldler Holzhauer vom Gerichte heim und hatte etwas stark aufgeladen. Da kam er vom Wege ab und fiel in eine Grube. In derselben war aber schon einer, der gar nicht Platz machen wollte, obwohl das Logement nur äußerst enge war.

Dieser Andere wollte gar nicht Platz machen, brummte vielmehr immer.

Da gab ihm der Waldler einen kräftigen Ruck und sagte: „Ruck umi", und erst jetzt bequemte sich der Andere zum Platzmachen. Das „Ruck umi" wiederholte sich noch öfters. Als nun am nächsten Morgen der Förster kam, fand er in der Grube neben einem kräftigen Bären einen seiner Holzhauer. Letzterer wurde hervorgezogen und befragt, wie er es denn neben einen solchen Nachbar habe aushalten können. „Na", meinte er, „der Kerl hat wohl stark herüberdrückt, wenn ich aber dawiderdrückte und ‚Ruck umi' sagte, war er doch stat (still)".

Diese und ähnliche Erinnerungen an den Wald beschäftigten mich, als wir den Fußweg nach Falkenstein betraten. Derselbe führte quer über mehrere ganz respectable Bergrücken, denen gegenüber die stattlichen Berge, der Schwarzenberg und der noch stattlichere Kürnberg mit seiner Ruine sich präsentirten. Hinter

denselben zeigte sich auch im Sonnenlichte der Markt Stamsried, ein Lehengut weiland des bekannten Ministers Abel. Ich hörte hier zufällig, daß sein Sohn gegenwärtig regierender Bürgermeister von Stamsried sei. — Je mehr sich der Weg vom bevölkerteren Regenthale entfernte, umso ländlicher wurde es. Es zeigten sich aber wenig Dörfer, sondern meist nur einzeln gelegene Gehöfte mit stattlichen Häusern und Scheunen, wie ich sie ungefähr in Oberösterreich gesehen. Lange wollte sich unser gesuchtes Falkenstein nicht zeigen, endlich machte einer meiner Freunde auf einen alten Thurm aufmerksam, der sich bald durch einige daneben liegende hohe Häuser das Ansehen eines alten Schlosses verschaffte. Wir wollten nicht glauben, daß dies Falkenstein sei, denn wir hatten uns dasselbe über alle Berge ringsumher hervorragend gedacht. Allein das freundliche Oertchen, welches unweit unter der Ruine sich zeigte, benahm uns bald jeden Zweifel. Ich bekenne offen, wir waren etwas enttäuscht, denn die Sonne stand westlich von Falkenstein und bedeckte daher die Burg und den ganzen Schloßberg mit starkem Schatten, so daß beim Mangel der Abwechselung von Licht und Schatten ein hübsches Bild sich nicht zeigen konnte.

Unser Unmuth legte sich aber wieder, als wir nach

einer tüchtigen Stärkung im guten Brauhause, welches, nebenbei bemerkt, auch sehr gutes Logis gewährt, unter Führung des kundigen Schloßkaplans unsere Füße in den Park des Schlosses setzten. Der Park bedeckt die westliche und nördliche Seite des Berges, während auf den anderen Seiten der Markt gelegen ist. Er besteht aus lauter alten herrlichen Tannen und Fichten, die aus dem Gestein sozusagen herauswachsen, denn ihre Wurzeln halten sich in den schmalen Ritzen der Steine fest, währeud die kräftigen Stämme auf den nur mit Moos überzogenen Steinen aufzusitzen scheinen. Die herrlichen Bäume gewähren neben dem herrlichen Grün und dem erquickenden Schatten ein ebenso kräftiges als würziges Aroma.

Und erst die Steine! Die Granitblöcke liegen bald in immenser Breite über dem Weg, bald thürmen sie sich haushoch, ja mehr als haushoch auf und erregen unsere gerechte Bewunderung. Ich war schon oft auf der Louisenburg im Fichtelgebirge und muß sagen, letztere übertrifft Falkenstein durch die größere Ausdehnung des mit Granitblöcken bedeckten Berges und daher durch die Mehrzahl der grotesken Granitgebilde, allein an Gewaltigkeit der einzelnen Gebilde steht Falkenstein voran. Auch hat die Louisenburg keinen so reizenden wohlgepflegten Wald wie Falkenstein. Von

den einzelnen Granitgebilden in Falkenstein ist vor Allem die Hohe Schanze, die auf ihrer Höhe auch einen recht netten Blick in's Thal gewährt, zu verzeichnen. Auf solchen Granitblöcken ruht auch zum großen Theil das alte Schloß. Dasselbe (1945 Fuß hoch gelegen) ist daher auch nur von der Dorfseite aus zugänglich. Unser liebenswürdiger Führer führte uns durch das alte Burgthor in das Schloß selbst ein. Dasselbe besteht aus zwei im spitzen Winkel aneinandergereihten Hauptgebäuden, einer alten Kapelle und dem Alles überragenden Thurme. Die Kapelle wird noch hie und da benutzt, während die Schloßgebäude nur mehr als Scheunen und Remisen dienen. Ueber die Böden der Schloßgebäude hinweg gelangten wir zur Stiege des Thurmes. Als wir die Plattform erreicht hatten, war die Sonne schon stark geneigt. Sie beleuchtete aber noch sehr intensiv die Gegend nach West und Nord. Denn nur in dieser Richtung bietet sich eine eigentliche Fernsicht dar. Dieselbe reicht allerdings weit, über das Regenthal bis in die Gegend von Amberg und Sulzbach und über den Vilseker und Mantler Wald hinüber bis zum Fichtelgebirge oder Steinwald. Dagegen ist der Blick nach Süd und Ost zwar nett, doch nur enge, weil von den umliegenden Höhen begrenzt. Den Blick nach Süden in die reiche bayrische Ebene

soll das nahe sogenannte „Büscherl" von Wiesenfelden vermitteln. Wir weilten lange auf dem Thurme, bis wir durch eine — Fliege vertrieben wurden. Schon beim Hinaufsteigen hatten wir ganz scheffelweise scheinbar todte Fliegen auf dem Boden am Ende der Stiege liegen sehen. Als aber die Dachlucken geöffnet waren, wurden die Fliegen nach und nach wieder lebendig und umschwärmten uns in dichten Massen, gegen welche ein Schlag mit dem Hut oder dem Schnupftuch nur vergebliche Mühe war.

Ganz befriedigt gingen wir in unser Gasthaus und machten am nächsten Morgen nochmals eine Promenade durch den duftenden Park. Betrachten wir das einsam Stille des ganzen Thales, die zerstreuten Wald- und Felspartien in demselben, welche eine Reihe lohnender weiterer Spaziergänge eröffnen, erwägen wir dazu die reizende Lage von Schloß Falkenstein, die schattenreichen Gänge im Parke, summiren dazu endlich einen sehr reinlichen Marktflecken und eine große Portion der besten Luft, so glauben wir, kaum ein anderer Punkt sei zur Sommerfrische, zur Stärkung abgespannter Nerven der Bureaukraten und Professoren, zur Anregung des Stoffwechsels der Comtoiristen und Geldmenschen und zur Kräftigung für blutleere Frauen und engbrüstige Mädchen mehr geeignet, als gerade Falkenstein.

Falkenstein, gegenwärtig im Besitze der Fürstlich Thurn- und Taxis'schen Familie, hatte im vorigen Jahrhundert (1726) einen Topographen an Michael Wenning, Churfürstlichen Portier und Kupferstecher, von dessen Bemerkungen wir der Curiosität wegen zum Schlusse folgende anfügen:

„Die Nutzung bestehet forderist in einem Perlbach, dann mittlmässigen Getraydtwachs, dergleichen Vichzügl, und etwas Fischerey, auch einem Präuhauß.

Die Schutz- und Schirm-Heilige seynd in der Herrschaftlichen Schloß-Capell neben unser lieben Frauen, auch der heilige Liborius, in der Falckensteinischen Marckt- und Filial-Kirch der heilige Sebastianus, in der Pfarr Kirch zu Arrach aber die heilige Walburga."

Walderbach und Reichenbach.

(1874.)

Warum ich gar so gerne an vergangene Zeiten denke und mir ein Bild davon zu schaffen suche, weiß ich eigentlich selber nicht. Ich bin nun einmal so. Und so durchstreife ich so gerne die alten Burgruinen und Schlösser und durchstöbere mit Emsigkeit die Reste der alten Klosterstätten und Klosterkirchen. Gerade die Klöster waren ja einstmals wirkliche Culturstätten für das sie umgebende Land und auch später, als sie längst ihre culturgeschichtliche Aufgabe erfüllt, waren sie noch fleißige Sammelstätten für Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst, namentlich aber dessen, was wir heutzutage das Kunstgewerbe nennen. Wie mancher reizende Schrank oder wie manche schöne Roccocouhr aus dem Kloster Ebrach in Franken oder vom Michaelsberg bei Bamberg hat mich schon entzückt! Suche ich daher solch eine nun verlassene Klosterstätte auf, so ergreift mich immer ein gewisses Gefühl der Wehmuth,

daß diese einst so wohlgefüllte Schatzkammer so plötzlich entleert wurde, und daß auch die äußere Hülle nach und nach dem Verfalle geweiht ist. Aber immer findet man noch etwas, was uns an die alten Zeiten erinnert, was aus dem Sturme der Zeiten erhalten ist.

Ungefähr von einem solchen Drange erfüllt, suchte ich auch an einem sonnigen Herbsttage die zwei alten Klöster am Regenflusse, Walderbach und Reichenbach, auf. Walderbach, die alte Cisterzienserabtei ist treu im Sinne des heiligen Bernardus ins Thal, etwa 1 ½ Stunden von Roding, da wo der Regen hübsch breit daherfließt, hingebaut und Dank dem Umstande, daß im Klostergebäude nun die Frau Finanz mit einem Rentamt ihre Herrschaft aufgeschlagen hat, zum größten Theile wohlerhalten. Die Säle sind sehr hell und freundlich, der Garten magnifik, sogar das Gebäude der klösterlichen „Fischwinterung" ist noch erhalten, besonders schön ist das ehemalige Refektorium, welches gegen Süden hohe, zwei Stockwerk durchlaufende Fenster hat, die ihr volles Licht auf die gegenüberliegende Wand mit einer biblischen Scene, wie mir schien einem Gastmahle der Königin Esther, werfen. Die Wand mit den Fenstern ist gerundet, so daß der Saal die Form eines Hufeisens erhielt. Jetzt ist das Refektorium im Besitz eines Oekonomen und daher mit allerlei Werk-

zeug und Früchten verstellt, da wo früher sicherlich die gewissenhafteste Reinlichkeit herrschte. Die Kirche, ein Renaissancebau mit Spuren der Gothik im Gewölbe, hat viel Licht, bietet jedoch nichts Besonderes. Dagegen war mir von den in die Pfeiler eingemauerten Grabsteinen einer merkwürdiger als der andere. Enthalten aber auch die Inschriften über die verschiedenen Aebte und Conventualen und über ihre — selbstverständlich nur guten Werke nicht eine halbe in Stein gemeißelte Geschichte des Klosters? Wie wird man zum Beispiel mitten in die Zeit der zwangsweisen Religionswechsel versetzt, wenn man liest:

Siste gradum Viator!
Joannes est nomen ejus
quem fovet haec fovea.
Post eliminatum Lutterum
Et donatum a Ferdinando
Duce Bavaro Imperii
Septemviro
Altero Fundatore Clementissimo
Ordini Monasterium
Primus Abbas,
Bonus, Oeconomus,
melior Asceta, Optimus
Praelatus

Postquam vixit annis 68.
Et praefuit Tredecim
Requievit in Pace,
Undecimo Januarij 1705.

Hieran reiht sich der Grabstein des Präses Gerhard Paumann:

Hic jacet Gerardus Paumann Praesul hujus nominis secundus.

Pauman (a patre) cognominatus, mensuram nominis factis implevit, sapiens in primis Architectus. Factus in caput anguli, coepit aedificare, quod non erat, et quod erat ampliare, illustrare. Ast priusquam consumaret consumptus est. (1717).

Dieser „Paumann" hat also das Kloster und die Kirche in den noch gegenwärtigen Stand gesetzt. Hierauf kommt der Grabstein des Abts Malachias (Abbas zelosissimus), dann des Abts Stephan Romayr aus Eschenbach.

Außerdem enthält die Kirche noch vor dem Altare einen liegenden Gedenkstein des Grafen Otto von Riedenburg. Dieser Stein sagt zwar: hic sepulcrum *Fundatoris* Ottonis Nostri. Allein es soll dies, wie ziemlich glaubwürdig nachgewiesen ist, nicht richtig sein, der Stifter, Graf Otto, soll in St. Emmeram in Regensburg begraben sein, in Walderbach aber ein anderer

Graf Otto von Riedenburg, Otto der Kleine genannt, begraben liegen.

Einen weiteren Grabstein kann ich aber nicht unerwähnt lassen, weil er außerordentlich hübsch und gut erhalten ist. Es ist der Gedenkstein einer Jungfrau, einer Edlen Hofer von Lobenstein, und ihrer Eltern. „Anno Christi 1599 den neunten Monatstag Aprilis ist gottseliglich verschieden die edle und ehrntugendhafte Jungfrau Agnes weiland obbemeldtes edlen und ersten Eittl David Hofers zum Lobenstein und Zell, Barbara Hoferin einer gebohrnen von Nußberg hinterlassene eheleibliche Tochter. Derer Seelen Gott gnädig und am jüngsten Tag eine fröhliche Auferstehung verleihen wolle. Amen." Folgt dann eine Gedenkschrift für den am 10. Juli 1581 verstorbenen Herrn Vater Eittl David Hofer und für seine „Edl Ehrn Tugendhafft Fraw Barbara Hoferin, gest. am 15. Juli 1596. — Der Grabstein enthält die Wappen des Hauses und der Ahnen am Rande der viereckigen Tafel, ferner in der Mitte ein großes Crucifix mit betenden Familiengliedern und unten das Porträt der edlen Agnes mit der Schrift: „Jungfraw Agnes Hoferinn vom Lobenstein." Die Wappen sowohl als die Figuren sind schwach eingravirt. Auf die Meißelung sind dann Farben und Gold so kunstreich

und dauerhaft aufgetragen, daß man sagen muß, die ganze Tafel habe, als die Farben noch ganz frisch waren, nothwendig einen ungewöhnlich frischen und harmonischen Eindruck gemacht. Noch jetzt sind die Farben so gut erhalten, daß man ein ganz deutliches Abbild der Jungfrau Agnes in ihrem altdeutschen Kleide und mit der Haube auf dem Kopfe, die Hände zum Gebet gefaltet, vor sich hat. Unwillkührlich möchte man fragen: war diese edle Jungfrau die letzte ihres Stammes oder einer Linie desselben? Das letztere könnte sein, der Stamm der Hofer aber, welche seit uralten Zeiten den Lobenstein und Zell innehatten, erlosch erst im folgenden Jahrhundert. Nachdem nämlich die Burg 1632 von den Schweden geschleift war, kam die Herrschaft an einen österreichischen Freiherrn, Namens Georg Thomas Herstenky. Vom Lobenstein steht heutzutage noch ein Thurm. Er liegt unweit des Wegs von Falkenstein herüber und muß einen hübschen Blick in's Regenthal gewähren.

Das im Jahre 1143 gegründete Kloster wurde wahrscheinlich in dem 5. Dezennium des 16. Jahrhunderts aufgehoben, im Jahre 1669 aber dem Pater Malachias Niederhofer wieder übergeben und dauerte noch bis zum Jahre 1796. Die Chronik berichtet, daß am 5. August 1669 die Regierungscommissarii

kamen und dem Pater Malachias das Kloster pro Administratione übergaben, nachdem sie von ihm „mit einer herrlichen Mahlzeit traktirt worden" waren. Es scheint eine alte Klosterregel gewesen zu sein, daß man mit Regierungskommissären, wenn sie gut dinirten, besser verkehre, als wenn sie schlecht gegessen, und so glauben wir auch, daß die Extradition der Klöster post eliminatum Lutterum durch die Herren Commissäre recht glatt von Statten ging. Auch wir dachten übrigens endlich an's Essen, und wenn unsere Mahlzeit in der kühlen Klosterschenke auch nicht so reichlich war, wie jene der Regierungskommissarii, sie schmeckte uns doch vortrefflich.

Nach eingenommenem Imbiß wurde der Nachmittag dem ein halbes Stündchen Regen abwärts gelegenen ehemaligen Benediktinerkloster Reichenbach gewidmet. Während Walderbach am rechten Ufer des Regen gelegen ist, erhebt sich Reichenbach auf einem mäßigen Felsen des linken Ufers, und zwar frei und luftig wie alle Benediktinerklöster, doch nicht in der Höhe und mit dem weiten Ausblick, wie wir es sonst bei den Heimstätten der Jünger des heil. Benediktus gewohnt sind. Das Dörfchen Reichenbach, durch das man bergan wandern muß, ehe man an die ehemalige Klosterpforte gelangt, bietet ganz das Bild der ein-

fachen fast ärmlichen Ansiedelungen ehemaliger Kloster-Hintersassen, während das Dorf Walderbach einen behäbigeren Eindruck macht. Das Kloster Reichenbach ist auch nicht mehr so gut erhalten als jenes in Walderbach, allein es macht einen viel imposanteren Eindruck. Gebaut ist es so, daß sich an den Hauptflügel, durch welchen die Einfahrt stattfindet, zwei in rechten Winkeln angebaute Seitenflügel anschließen, an deren einem sich die gegen das Flußthal hinabgelegene Kirche anschließt. Durch diese wird der Klosterhof zu einem nur am Eingang in die Kirche offenen Viereck. Das Kloster ist an verschiedene Besitzer abgetreten und birgt zum Beispiel außer Brau- und Wirthshaus, Lehrerwohnung auch eine Porzellanmanufactur in sich. Gerade da, wo die Brennöfen jetzt stehen, war sonst das Refektorium, das jetzt noch das reichste Stuckwerk an den Wänden zeigt. Nur sind die Früchte und Engel an der Decke nun geschwärzt und ebenso finster gucken die Karyatiden an den Wänden auf den Besucher hernieder. Noch vollständig erhalten ist ein offener Säulengang, der sich auf der Hofseite des Klostergebäudes rings herum zieht und der es möglich macht, wie unter Arkaden zu promeniren. Nun aber zur Kirche. Sie ist zwar auch wie die Walderbacher mit dem Zierrath des Roccocco geschmückt, allein der Bau selbst, die

Mauern und Säulen, zeigen unverkennbar den romanischen Styl und verrathen eine Bauzeit, die hinter jene der Kirche von Walderbach weit zurückgeht. Die zwei Glockenthürme vor dem Chore, das große Mittel- und Querschiff, voran aber die kleinen Seitenschiffe vollenden die Ueberzeugung vom romanischen Baustyl. Die Inschrift oberhalb des Klosterthores: Bonaventura Abbas fundamentis erexit 1715 kann sich nur auf das Kloster selbst und nicht auf die Kirche beziehen. Ein Paar Löwenköpfe von Bronze an dem Hauptportale der Kirche scheinen gerade zu dem Zweck da angebracht zu sein, um dem Besucher das hohe Alter zu beweisen, aus dem sie mit dem Kirchenbau erhalten worden sind. Sie erinnern unzweideutig an die alten byzantinischen Muster. Die Kirche selbst macht von Außen und Innen einen wahrhaft imposanten Eindruck. Mit dem Maßvollen verbindet sich das Gewaltige eines hohen und schönen Gewölbes. Das Gewölbe ist mit großen schätzbaren Fresken geschmückt, die dem vorigen Jahrhundert angehören und eine Geschichte des Klosters wiedergeben. So ist die Gründung des Klosters durch den Markgrafen Diepold von Cham und seiner Gemahlin Adelheid 1118 in einem der ersten Bilder dargestellt. Gerade über die Religionsgeschichte der Gegend enthalten die Fresken

mehr als man anderwärts sieht. Die Geschichte von dem Uebergang des Abts Michael Katzberger zum Lutherthum im Jahre 1556 findet sich allerdings in keinem Bilde dargestellt, aber ein Bild darüber, wie durch den gottesräuberischen Befehl des Pfalzgrafen Otto Heinrich die Heiligenbilder aus der Kirche entfernt wurden. Die lateinische Inschrift sagt darüber: Ad tollendum sacrarum imaginum cultum sacrilego Ducis Ottonis Henrici jussu ex Reichenbachii parietibus inclusae caemento obductae sunt circa 1571. Ein weiteres Bild stellt einen Scheiterhaufen aus Heiligenbildern und Statuen dar, von welchem eine Statue wieder herunterspringt, worüber sich der calvinische Prediger Cistarius so entsetzt, daß er wahnsinnig wird. Circa annum 1570 Cistarius Calvinista ingruente in Palatinatu haeresi sacras imagines flammis dignior ipse rogo (!) sacravit, ex quibus una iterum exiliit et haereticum ita terrevecit, ut in insaniam lapsus in ea vitam finierit. Folgen hierauf noch die Bilder von dem glorreichen Wiedereinzug der katholischen Religion und der vom Lutherthum wieder vollständig abgekehrten Mönche, kurz man sieht, als die Bilder gemacht wurden, waren Kirche, Kloster und die ganze Umgegend wieder vollständig dem katholischen Glauben gerettet. Hat wohl der sich ver-

ewigende Künstler oder sein Herr, der gottbegeisterte Abt, gedacht, daß in 100 Jahren das ganze Kloster seine irdische Laufbahn vollendet haben würde? Wohl kaum; und es war auch gut, denn außerdem wären auch die hübschen und culturgeschichtlich beredten Fresken kaum entstanden. Die Kirche enthält auch außerdem noch des Interessanten viel: ich erwähne nur ein herrliches Grabmal einer Mark- oder Pfalzgräfin, sehr schöne Köpfe von Aposteln oder Kirchenlehrern an den Pfeilern ringsherum und endlich wunderhübsche Barrockrahmen um die Bilder der vielen Altäre. Neben all dem Schönen und Geschmackvollen nehmen sich die Muttergottesstatuen, welche bei den Prozessionen heutzutage herumgetragen werden, geradezu bemitleidenswerth aus. Die reinsten Puppen mit seidenen Kleidern und mit Glasperlen um den Hals. Sind wir denn wirklich im Geschmacke gegenüber der Zeit des romanischen Styls, der Renaissance und selbst des Roccocco soweit zurückgekommen, daß man an solchem Machwerk sich erfreuen kann?

Nachdem wir noch die herrlichen Töne der Orgel gehört, gingen wir vor die Kirche gegen das Thal herab und sahen, daß dieselbe und wohl auch das ganze Kloster mit Wall und Thürmen dereinst befestigt war. Sind auch in den Zwingern schon lange Gärten,

die Befestigung ist noch zu deutlich sichtbar, als daß man sich der lebhaften Vorstellung verschließen könnte: die Zeit ist zwar ferne aber sie war da, wo die geweihten Insassen des Klosters neben dem Meßbuch und dem Psalter dann und wann auch die Streitaxt oder das Kreuzschwert führten, um ihre Rechte und Güter gegen streitlustige Nachbarn zu vertheidigen, oder um sich und ihre heiligen Schätze gegen eindringende Böhmen, vielleicht auch die Hussiten, zu schützen. Nun, die Mauern der Thürme scheinen recht solid gewesen zu sein und wenn die Streiter im Namen des Herrn das Herz auf dem rechten Flecke hatten, so mag sich manchmal das sonst so schwarze Wasser des Regen vom Blute der Widersacher hübsch röthlich gefärbt haben. Und bald war wieder Waffe und Wehre abgelegt, und es erscholl in der Kirche der Mönche gewaltiger Chor: Te Deum, te Deum laudamus. Darauf aber, nach so langem Streiten und nachdem Gott die Ehre gethan, — im Refektorium ein kräftiger Imbiß und ein tüchtiger Zug aus dem größten Humpen des Klosters!

Kurz wir hatten uns in eine recht angenehme Stimmung hineingearbeitet und binnen weniger Stunden in eine lang vergangene Zeit zurückgeschaut, aber so wenig ich diese angenehme Erregung meiner Phan-

tasie im und durch Kloster Reichenbach vergesse, ebenso wenig vergesse ich das darauf folgende Mußestündchen im Gärtchen des Bräuers, wo uns dessen Gattin ein gutes Seidel Bier oder noch mehr kredenzte. Und so frisch war es. Ah!

Nach Waldsassen.

(Herbst 1875.)

„Es ist schon lange her, drum freut's uns um so mehr." Dieses außerordentlich passende Citat des Bürgermeisters von Saardam vor mich hinsummend bestieg ich in Begleitung von heiterer Gesellschaft den Zug, um einmal wieder nach Waldsassen und seinen Schätzen zu wallen. Als ich das letzte Mal dort war, hatte ich kaum die Universität bezogen gehabt und machte in Ermangelung der Eisenbahn alle die verschiedenen Ausflüge, man mag sie blos Spritztouren oder kleine oder große Reisen nennen, selbstverständlich per pedes oder auf gut deutsch „auf dem Schusterrappen". Und mein Rappe lief recht wacker. Man kommt damit auch hübsch weiter und hat durch ihn eine Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen, wie sie den jetzigen Studiosen, die fast nur die Bahn benützen, nie mehr geboten wird. Nach 25 Jahren sind mir die kleinen Abenteuer, die Unterhaltungen

mit den Leuten, die Wege und Stege von dorther häufig noch frischer im Gedächtnisse als gegenwärtig oft die Eindrücke von der größten mit Dampf gemachten Reise. Wenn ich ein Lehrer wäre, müßten meine Schüler möglichst viele Fußtouren machen, nur um den Reiz des Gehens über Berg und Thal kennen zu lernen.

Möglich, daß ich auch nach Besteigen des Zugs diesen Monolog hielt, denn der Schustersrappen gehört zu meinen Steckenpferden; ich weiß es nicht mehr recht genau, aber ich hätte Veranlassung genug dazu gehabt, denn wer das hübsche Städtchen Neustadt a. W. schon so oft wie ich von dem Rücken des Calvarienberges oder vom St. Felix aus hat liegen sehen, der wird finden, daß der Blick auf Neustadt von dem Coupé aus keinen Vergleich mit dem von der alten Straße aus zuläßt. Dort sieht man es auf seinem felsigen Untergrunde hoch und stolz sich aufbauen und mit dem alten Schlosse gekrönt, während rechts die Nab und links die Floß den Fuß der Felsen und theilweise fast der Häuser benetzen, hier im Coupé sieht man von alledem nur wenig, es fehlt am Ueberblick und mit Mühe nur kann man bis zur Höhe des Schlosses das Auge schweifen lassen.

Meine Begleiter wollten als ächte Deutsche von



Klosterkirche zu Waldsassen.

Neustadt a. W. recht viel wissen, von seiner Geschichte, von seinen Erwerbsquellen, von seiner Statistik, seinen Verkehrswegen, seinen Kunstgegenständen, und ich sollte all das wissen. Es blieb mir also nichts anderes übrig als den lieben Leuten sofort meinen Standpunkt vollständig klar zu machen. Ich sei weder ein Bädeker oder Gsell-Fells noch ein Berlepsch oder Grieben, ich habe mich auch gar nicht auf dergleichen Fragen vorbereitet und wolle blos eine lustige Reise machen, weshalb ich gerne bereit sei zu schwatzen, aber Fragen über die Geschichte oder über die nationalökonomischen oder merkantilen Beziehungen der jetzt königl. bayerischen Stadt Neustadt a. d. Waldnab gründlich zu beantworten, sei ich weder in der Lage noch auch Willens. Es sei überhaupt besser auf einer reinen Erholungstour seinen Kopf nicht zu arg anzustrengen. Nicht allen war diese Erklärung genehm, allein die Majorität entschied und es wurde daher conventionelles Prinzip, auf dieser Tour sich lediglich zu unterhalten und den nächstliegenden Eindrücken hinzugeben.

Von der Geschichte Neustadts wußte ich verflucht wenig. Neustadt war, und das wußten eigentlich alle schon, ein Bestandtheil der gefürsteten Grafschaft Sternstein, zu welcher außer Neustadt, die Ortschaften Sternstein und Waldthurn gehörten. Die Grafschaft wurde

durch die Rheinbundakte vom 19. September 1806 mediatisirt und ging aus dem Besitze der Fürsten von Lobkowitz in jenen der bayerischen Könige über. Neustadt wurde von diesem Souveränetätswechsel insofern schwer getroffen, als es aus der fürstlich lobkowitzischen Haupt- und Residenzstadt ein oberpfälzisches Provinzialstädtchen wurde. Dabei verlor es insbesondere auch seine Garnison, die aus sieben Grenadieren mit einer einzigen großen Bärenmütze bestanden haben soll. Die Bärenmütze, so erzählte man mir, sei im Schilterhäuschen aufgehangen gewesen und von jedem, der als Posten aufzog, immer aufgesetzt worden. Für den Verlust der Eigenschaft als Haupt- und Residenzstadt wurde übrigens Neustadt alsbald entschädigt, indem das angrenzende uralte früher herzogliche, dann churpfalzbayerische und nachher churbayerische Landgericht Parkstein (gebildet aus Parkstein mit Weiden und dem Amte Floß) aufgehoben und dafür das Lnndgericht Neustadt gebildet wurde. Mit dem neuen Landgericht hielt seinen Einzug der k. Landrichter Carl Freiherr Reisner von Lichtenstern, der sich mit dem größten Eifer und Fleiß um das ihm untergebene Amt annahm und dasselbe fünfzig, sage fünfzig Jahre lang verwaltete.

Lichtenstern bildet ein Unikum im bayerischen

Beamtenleben, er war 54 Jahre lang k. bayer. Landrichter. Das soll ihm Einer nachmachen! Daß er auch wie jeder Andere seine Schrullen hatte, die man bei seinem langen Verweilen in einem Amte genau kannte und vielleicht auch fühlte, versteht sich von selbst, aber er hatte eine ungemeine Liebe zu seinem Bezirk und glich eine Reihe von Differenzen blos dadurch aus, daß er bei seinem vorzüglichen Gedächtniß die ganze Sippe der Streitenden oder Streitlustigen vom Großvater bis zum Enkel persönlich ganz genau kennend eindringlich zum Frieden mahnte. Bei Unglücksfällen war er immer wo möglich der Erste am Platze und half nicht blos retten sondern auch das Unglück wieder gut machen. So hat der Markt Floß seine schöne Wiederherstellung nach dem großen Brande am 28. April 1813 hauptsächlich Herrn von Lichtenstern zu verdanken. Der ganze Bezirk und Neustadt voran üben daher nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn sie ihm ein ehrendes Andenken bewahren. Für Neustadt als den Amtssitz war er immer sehr eingenommen. Es war daher kein Wunder, wenn auch die Stadt Neustadt keine Gelegenheit versäumte, ihm ihre Dankbarkeit zu erkennen zu geben. So wurde u. a. sein Bild an einem schönen Pfingstfeiertag feierlich im Rathhause aufgehangen, dabei soll der Bürgermeister seine Rede mit den Worten

eingeleitet haben: „Heute feiern wir eine doppeltes Fest: erst das Fest der Ankunft des heiligen Geistes und zweitens das Fest der Aufhängung unseres gnädigsten Herrn Landrichter", bei welcher Introduktion es dem Jubilar ganz sonderbar zu Muthe gewesen sein soll. Das Fest des fünfzigjährigen Dienstjubiläums wurde in der Stadt Neustadt jedoch nicht blos von dieser sondern vom ganzen Bezirke in der That sehr feierlich begangen. Das Festprogramm war ein großartiges. Abgesehen von dem herrlichen Zuge aufs Rathhaus und der Anheftung des Ludwigsordens an die Brust des Gefeierten, erinnere ich mich nur noch an den Beginn des Programms, der also lautete: „Schon beim Grauen des Tages wird das Krachen der Doppelhacken den von Nah und Fern herbeiströmenden Fremden den Beginn des Festes verkünden." In dieser Weise ging es mehrere Tage in der harmlosesten Freude fort.

Sonst wußte ich von Neustadt vorläufig nichts. Doch an einen heiteren Vorfall in der dortigen Pfarrkirche konnte ich mich noch erinnern. Von Weiden aus werden alle Jahre zwei Wallfahrten gemacht. Die eine geht nach Amberg auf den Mariahilfsberg, die andere nach Maria-Kulm in Böhmen. Dem Wallfahrtszuge nach Maria-Kulm diente nun einmal in

den vierziger oder fünfziger Jahren der wohlgenährte wackere Zeugschmid und Geschmeidmacher Peter Fleisser als Führer und Vorbeter. Auf dem Rückwege von Maria-Kulm verkostete er schnell in Neustadt das Bier und nun widerfuhr ihm beim Vorbeten in der Pfarrkirche das Malheur, daß er plötzlich an das Bier dachte und mitten im Vaterunser ausrief: „Beim Bärenwirth gibts best' Bier!" was die ganze Gemeinde andächtig nachgebetet haben soll. Auf eben dieser Wallfahrt hatte er noch einen weiteren Konflikt mit seinen Nachbetern. Als der Wallfahrtszug einen Steg über ein Wiesenbächlein zu passiren hatte, hörte Freund Petrus das dünne Brett unter seiner Wohlbeleibtheit etwas knacken und rief daher im Vorbeten:

„Schaut's fein auf, der Steg bricht o (ab)!"

was die Gemeinde getreulich respondirte. Drauf der alte Vorbeter im heiligen Aeger:

„Dunnerwetter net' a so!"

Die Gemeinde wieder ingleichen. Nun wird Petrus wild und schreit rückwärts:

„Ich meinet', Bedall, Du wärst g'scheidter!"

Drauf aber der gemüthliche Bedall:

„Ich bin's net g'west', der Betzenschneider!"

Nun hörte der Vorbeter auf und sagte gar nichts mehr.

Es ist doch oft Alles verkehrt auf der Welt. Meine Begleiter wollten nur Historisches und sonst Gelehrtes von mir wissen, und nun gefiel ihnen diese natürlich wohlverbürgte Wallfahrerepisode besser als viel gelehrter Kram. Nun hatte ich aber erst noch vom Steinergarten zu berichten. Derselbe liegt am obersten Ende Neustadts und bietet einen sehr hübschen Blick auf das Floßthal mit dem schönen Tannenwalde im Vorder- und dem Sternstein wie der Ruine Floßenbürg im Hintergrunde. Unterhalb Floßenbürg liegt an der Floß das jetzt sehr verschönerte Hammergut Plankenhammer. Sein Besitzer, der bayerische Staatsrath Gustav von Schlör, hat aus dem einfachen, schlichten oberpfälzischen Hammergute einen eleganten Landsitz sich geschaffen, der erst in einigen Jahrzehnten vollständig schön wird. Freilich hat er auch an dem alten Hammerherrnhaus so lange herumgebaut, bis eine ganz comfortable und große Villa daraus wurde, hat unter anderem auch ein paar Scheunen kassirt und versetzt, um so einen sehr großen Hof zu gewinnen, allein geschaffen wurde eben mit diesen Mitteln und dieser Geduld etwas, was auf die Dauer hält und schön bleibt. Gegenüber dem Hauptgut aber hat er auf meist neu erworbenem Oedgrunde unter Benutzung und größter Schonung der da und dort darauf ge-

standenen Bäume mit großer Kühnheit eine Anlage errichtet, die in zehn Jahren schon gestatten wird, daß man im Schatten ihrer Bäume und Sträucher die reizende Aussicht theils auf den Hammer theils auf die alte Floßenbürg genießt. Ich habe schon so viele angenehme Tage in meiner Jugend auf dem Plankenhammer erlebt, daß es mich ungemein freut, daß der Name des Besitzers Schlör eben wegen der Verbesserung und Verschönerung des Gutes noch auf Generationen am Gute haften bleiben wird, wie ich auch sicher bin, daß die ganze Oberpfalz wegen der Anlage ihrer Eisenbahnen und der konsequenten Förderung ihrer Handels- und industriellen Interessen ihrem langjährigen Vertreter im Frankfurter Parlamente, im Berliner Reichstage und im Abgeordnetenhause in München, dem letzten bayerischen Handelsminister ein fortwährendes Andenken in ihrer Geschichte bewahren wird.

Die an mich gestellte Frage, welches Geschlecht früher in Sternstein herrschte, konnte ich nicht anders wie: ich denke die Stören von Störenstein, beantworten. Die weitere Frage, ob die Worte Terzkys in Schillers „Wallensteins Tod“:

„— — Ein Schlacht ist vorgefallen
Bei Neustadt, und die Schweden blieben Sieger“

auf geschichtlicher Wahrheit beruhen, konnte ich mit besten Gewissen verneinen, denn ein erhebliches Gefecht war sicher nicht bei Neustadt oder Weiden, wenn auch von dem gewaltigen Ritte, den der unglückliche Churfürst Friedrich von der Pfalz durch die Oberpfalz machte, um sein Winterkönigthum in Prag anzutreten, an bis zum westphälischen Frieden die oberpfälzischen Straßen eine Heerstraße im wahren Sinn des Wortes für bald kaiserliche und ligistische, bald schwedische und lutherisch-deutsche Truppenmassen waren.

Das schön gelegene Neustadt war mittlerweile lange vorüber und die Bahn geleitete uns rasch über die bekannten neun Nabbrücken, bald an grünen Wiesen und Wäldern bald an grauen Granitblöcken vorüber hart an der schön gelegenen granitreichen Ruine Neuhaus und dem Markte Windischeschenbach vorbei, bis sie nach erheblicher Steigung neben dem schönen Reitzenstein'schen Gute Reuth anlangte. Die Aussicht wird wieder freier und links vor uns lag der große Bergrücken des Steinwaldes, der sich quer vor das Fichtelgebirge zwischen dieses und den Böhmerwald hinlegt und die Wasserscheide zwischen Nab und Wondreb oder Donau und Elbe bildet. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen daran, wie ich als Gymnasiast im Herbste 1852 in Begleitung meines jüngeren Bruders Heinrich und

des Polytechnikers Pauckner den ganzen Rücken des Steinwaldes durchstreifte. Wir bewunderten die herrliche Granitfelsbildung auf dem höchsten Kamm, der Platte, und kamen gegen Mittag auf dem östlichsten Hügel, dem Weissensteine, an. Auf schmaler hoher Stiege gings hinan zu dem noch stehenden Thurme (2600 Fuß hoch gelegen). Auf der südlichen Seite desselben war ein überdeckter Balkon angebracht, von dem aus die Aussicht genossen werden sollte. Aber die Stiege zu diesem Häuschen war abgebrochen und nur die Seitenbalken lehnten noch am Gemäuer. Was sollten wir da machen? Hinauf wollten wir, leicht war es aber nicht. Pauckner, älter als wir und ein kühner Kletterer, schaffte nun sofort Rath. Wir rückten einen Seitenbalken an die niedrigste Stelle der Thurmmauer und kletterten einer nach dem andern zuerst auf die Kante der Mauer. Das ging nun wohl, aber der Abstand vom Ende unseres Balkens bis zum Balkon betrug mehrere Schritte. Also wieder Pauckner voran und nach wenigen Sekunden schwang er sich in den Balkon. Jubelnd reichte er uns die Hand und bald darauf waren auch wir oben und genossen die herrliche Fernsicht. Sie ist zwar nicht so groß, als wie man sie in dem Sprichworte macht, daß der Herr von Notthaft-Weißenstein, wenn er die Regensburger

Brücke sehen wolle, nur mit einem Perspektiv vom Weißenstein aus hinabsehe, allein etwas Wahres liegt darin, denn gerade die Fernsicht nach Süden durch das ganze Nabthal, also fast über die ganze Oberpfalz, ist der schönste Theil der Fernsicht auf dem Weißenstein. Wir freuten uns erst lange daran und traten den etwas beschwerlicheren Rückweg an. Als ich beim Balken wieder angekommen war, sah ich etwas kräftig in die Tiefe vor uns hinab, machte aber sogleich schnell weiter, die Tiefe war ganz bedeutend. Hinabwärts über die Stiege wollte es plötzlich ohne Schwindel nicht mehr recht gehen, ich mußte mich umkehren und wie auf einer Leiter herabklettern, wurde aber dafür von Pauckner und meinem Bruder hübsch ausgelacht. Hierauf großartige Erholung im Notthaft'schen Garten in Friedenfels. Durch diese Besteigung des Balkons auf dem Thurme des Weißenstein wurden übrigens unsere Eltern nachträglich in Schrecken versetzt, ohne daß wir ihnen davon die geringste Mittheilung gemacht hätten. Bald nach uns wurde der Weißenstein von dem Baumeister Gürtler von Amberg, der in Weiden die Kuppel des Kirchthums neu fertigte, und einigen Freunden bestiegen und auch von diesen wieder das Häuschen auf dem Thurme erklettert. Dort lasen sie unsere ins Holz

geschnittenen Namen und brachten unseren Eltern die Kunde von unserer Heldenthat oder Waghalsigkeit, wie sie es nannten. Wir hielten es gar nicht für etwas Besonderes, würden aber vielleicht alle drei heutzutage die Erkletterung des Häuschens bleiben lassen. Ich glaube übrigens, daß gegenwärtig das Häuschen auf dem Thurme ganz verschwunden ist, und daß sich Niemand findet, der das Opfer der Wiederherstellung und Unterhaltung bringt. In diesem Punkte werden wir Oberpfälzer von anderen deutschen Landsleuten, die jeden schönen Punkt soviel als möglich zugänglich machen, beschämt. Um weiter zu erzählen, ging unsere damalige Reise über Ottobad und Alexandersbad auf die Luisenburg, von da auf den Schneeberg, dann nach Bayreuth; hierauf durch die ganze fränkische Schweiz nach Nürnberg und alsdann über Eichstädt und Ingolstadt zu Verwandten nach Niederbayern und endlich über die Wallhalla und Regensburg wieder nach Hause. Eine ganz hübsche Tour und was mir jetzt das Merkwürdigste davon ist, wir brauchten zusammen nicht mehr als — 45 Gulden bayerisch. Sic mutantur tempora et — pretia in illis!

Rasch waren die Stationen Wiesau und Mitterteich erreicht. Das Thal wird breiter und begrenzt sich malerisch durch Fichtelgebirge und Böhmerwald. Kurz

darauf fuhr der Zug in die Station Waldsassen ein. Da waren wir denn in dem alten Klostermarkte. Derselbe lag äußerst friedlich und sauber in der bekannten „Tellertiefe“ und schaarte sich anmuthig um die hohe Klosterkirche. Im Jahre 1870 war ein großer Theil des Marktes durch einen Brand zerstört, aber seitdem recht freundlich wieder aufgebaut worden. Bei Waldsassen gehört wenig Phantasie dazu, sich die Macht und hohe Würde des alten Cisterzienser-Klosters, seine innere Pracht und seine weitreichenden Besitzungen ein wenig zu vergegenwärtigen. Letztere reichten noch über Weiden, woselbst das jetzige Bezirksgerichtsgebäude ein Kastenamt der Klosters enthielt, hinaus, die meisten Zehenten der oberen Pfalz gehörten ihm, und wie es sich mit Vorliebe den Wildbann von den kleinen und großen Herren erwarb, so gelang es ihm schließlich, die vielen Teiche um Mitterteich und Tirschenreuth fast sämmtlich zu Klosterfischbehältern zu machen. Waldsassen war weit und breit das reichste und üppigste Kloster. So muß es auch noch gewesen sein, als Göthe am 1. oder 2. September 1786 auf seiner ersten italienischen Reise von Karlsbad hierher kam. Er schreibt: „In Bayern stößt einem sogleich das Stift Waldsassen entgegen — köstliche Besitzthümer der geistlichen Herren, die früher als andere Menschen

klug waren. Es liegt in einer Teller-, um nicht zu sagen Kesseltiefe, in einem schönen Wiesengrunde, rings von fruchtbaren, sanften Anhöhen umgeben. Auch hat dieses Kloster im Lande weit umher Besitzungen. Der Boden ist aufgelöster Thonschiefer. Der Quarz, der sich in dieser Gebirgsart befindet und sich nicht auflöst noch verwittert, macht das Feld locker und durchaus fruchtbar.“ Mehr sagt der große Dichter und Kunstkenner nicht, was mit Rücksicht auf die schöne Kirche nur zu bedauern ist. Möglich übrigens, daß er sich gar keinen Aufenthalt gönnte, denn er erwähnte später über die Fahrt nach Regensburg, man käme fort mit unglaublicher Schnelle, „die gegen den böhmischen Schneckengang recht absticht“. „Ich war am andern Morgen in Regensburg und hatte also diese vierundzwanzig und eine halbe Meile in neununddreißig Stunden gemacht.“ Ich kann nicht anders annehmen, als daß er zum ganzen Wege, von Karlsbad bis Regensburg, neununddreißig Stunden zu fahren hatte. Wie würde der gute Göthe sich freuen, wenn er jetzt etwa fünf bis sieben Stunden dazu brauchte. Bei solchen Reisegelegenheiten wäre er nicht blos zweimal sondern wohl zwanzigmal nach Italien.

Die Geschichte des Klosters ist in einen recht anmuthigen Mythus gehüllt. Es war nemlich ein ehrenfester

Ritter und Kämpfer, Herr Gerwig von seiner väterlichen Burg Wollmundstein in Westfalen ausgezogen, um in Friede oder Streit die Welt zu sehen. So war er auch nach Bayern und zwar an den Hof des Markgrafen Dippold von Vohburg (und Cham) gekommen. Dippold nahm ihn gastfreundlich auf und nach kurzer Zeit schon wurden sie Freunde und schwuren sich Treue und Kampfgenossenschaft. Da trat bei einem Turnier (angeblich in Prag) ein Unfall ein, der für die Zukunft eines jeden der beiden Freunde von Einfluß werden sollte. Es wurden nemlich die Kämpfer in zwei Theile eingetheilt und jedem Ritter seine Abzeichen abgenommen. Dippold und Gerwig waren in die gegentheiligen Treffen vertheilt worden, ohne daß sie es wußten. Der Kampf begann und Gerwig drang mächtig auf einen seiner unbekannten Gegner ein. Dieser hielt mächtig Stand, doch einmal parirte er einen Lanzenstoß Gerwigs nicht glücklich, die Lanze drang am Halsberg ein und versetzte dem in den Sand fallenden Gegner eine gefährliche Wunde. Als die Visire zurückgeschlagen wurden, war der Verwundete — Dippold, Gerwig's Gastfreund. Darob entsetzte sich Gerwig so sehr, daß er allen Ritterspielen zu entsagen gelobte, und heim nach Westfalen ging. Doch auch da litt es ihn nicht und er ging in das

Benediktinerkloster Sigeberg, dessen Abt Kuno Bischof von Regensburg wurde. Kuno zog Gerwig zu sich nach Regensburg, erlaubte ihm aber bald nach heftigem Widerstande, eine Einsiedelei zu gründen und sich einen passenden Ort in seinem Bisthum auszuwählen. Diesen fand Gerwig hart am Böhmerwalde und er begann mit seinen Gefährten den Wald zu roden. — Auch Herrn Dippold war die Begebenheit in Prag tief in's Gemüth gegangen und er verlegte sich auf ein gottseliges Leben. So gründete er zuerst das schöne Kloster Reichenbach. Da aber seine Besitzungen auch bis Eger sich erstreckten, so hielt er einmal in der Nähe eine Jagd und kam im Walde an den Platz, wo Gerwig mit seinen Genossen gerodet hatte. Voll Aerger fragte er, wer ihnen hier das Fällen der Bäume erlaubt? Gerwig wurde herbei gerufen und nach wenigen Worten sprang Dippold vom Pferde und umarmte den wiedergefundenen Freund. Dippold schenkte ihm nun den Wald und drei Dörfer. Als die Einsiedlerbrüder aber gleich darauf an der Wondreb einen passenderen Ort für eine Kirche und ein Klösterlein ermittelten, wählten sie den Platz, wo jetzt Waldsassen liegt. Gerwig wallte hierauf nach Clairvaux zum heil. Bernhard, erwirkte die Aufnahme des Klösterleins in den Cisterzienserorden und erhielt

ein Empfehlungsschreiben an das Kloster Volkenrode in Thüringen, um einige Mönche mitzubekommen. Wirklich begaben sich drei Religiosen mit nach Waldsassen, das sich bald (1133) zur Abtei emporschwang.

Soviel von dieser hübschen Mythe, die jedoch soviel an Wahrheit enthält, daß Dippold von Vohburg nach Errichtung des Klosters Reichenbach auch für die Gründung des Klosters Waldsassen sich interessirte, Land dazu hergab und höchstwahrscheinlich auch die Schutzvogtei darüber nahm.

Die Geschichte Waldsassens ist uns ziemlich eingehend überliefert. Sie ist sogar in Versen bearbeitet und bekannt unter dem Namen: Reimchronik des Klosters Waldsassen. Unser großer Landsmann, der sprachkundige Schmeller hat sie neu herausgeben und legt sie entschieden dem Abte Johann (IV.) Griebel (1329—1339) bei. Ueber Gerwig's Ankunft sagt die Chronik:

Vroelich hub er sich zu hant
  an daz gemerk beheymer lant,
an so grozzes gevilde,
  daz nicht dan jeger in der wilde
zogten nach irem gewinnen.
  Da ze bleiben stunden sein sinnen.
Ein vischreich wazzer er do vand,
  daz ist wundrewe genant.
Er gewan gesellen,

baume begundt er vellen
und rewten nach ackker,
an arbeit was er wackker.

Die Chronik fährt dann fort und sagt insbesondere über die ihm vom Kaiser Friedrich II. (1215) bei seinem Aufenthalte zu Eger gegebenen Privilegien: „Fürstleiche recht di Scholl ez han!“

Diese fürstlichen Rechte machten aber Waldsassen noch viel zu schaffen. Während anfänglich mehrere Machthaber, wie die Markgrafen von Vohburg, die Pfalzgrafen, böhmische Barone und selbst die Könige von Böhmen die Schutzvogtei dem Kloster angedeihen ließen oder angedeihen lassen wollten, worüber oft viel Streit war, so nahm diese Schutzvogtei von Seite der benachbarten Pfalzgrafen immer mehr den Charakter der Landesherrlichkeit über das Kloster und sein Gebiet an und nach langen Kämpfen über die Berechtigung der Pfalz, wurde bereits am 15. Juli 1548 die Landesherrlichkeit der Churfürsten von der Pfalz über das Kloster von dem kaiserlichen Administrator Rudolph von Wetze anerkannt und nach der Resignation Rudolph von Wetzes kamen Kloster und Gebiet direkt an das churpfälzische Haus, indem die Administration darüber dem Bruder des Churfürsten Friedrich III., dem Domprobst zu Mainz Richard von der

Pfalz übergeben wurde. Richard ging aber alsbald zur lutherischen Lehre über und trat am 1. Mai 1571 das Stift Waldsassen an den Churfürsten Friedrich III. ab. Schon unter Otto Heinrich hatte sich die lutherische Lehre weit im Stifte verbreitet, und als unter Johann Casimir und Friedrich IV. hinwiederum die calvinische Lehre eingeführt werden sollte, kam es in Tirschenreuth (1592) sogar zu einem Aufstande. Man wollte eben lutherisch bleiben.

Als keine 30 Jahre später der Krieg anbrach, der Deutschlands Völker und Fürsten um des Bekenntnisses willen in zwei feindliche Lager spaltete, der die brutalste Einmischung des Auslandes in die deutschen Angelegenheiten herbeiführte, der 30 Jahre lang die Fluren verwüstete und die Länder, und nicht zum geringsten Theile unsere Oberpfalz, entvölkerte, sah Waldsassen die Hauptpersonen des Dramas theilweise in seinen eigenen Mauern. Churfürst Friedrich V. von der Pfalz war der Versuchung seiner eigenen Eitelkeit und dem Zureden seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter König Jakobs I. von England, nicht widerstanden und hatte sich zur Annahme der böhmischen Königskrone bereit erklärt. Die Einflüsterung der Churfürstin: „Habt Ihr das Herz gehabt, eine Königstochter zu freien, so sollt Ihr auch das Herz haben, eine Königskrone

aufzusetzen", ist bekannt. Nach der Chronik traf Friedrich mit seiner Gemahlin und mit Gefolge in Waldsassen am 10. Oktober 1619 ein und blieb daselbst bis zum 13. Oktober. In diesen Tagen ging es hoch und fürstlich her. Es kamen nemlich 20 böhmische Gesandte in 18 je mit 6 Pferden bespannten Kutschen, um Friedrich die Krone anzubieten und ihn nach Prag zu geleiten. In feierlicher Audienz empfing Friedrich die Gesandten, nahm die Krone an, worauf den Gesandten ein Gastmahl gegeben wurde. Am 13. Oktober wurde nach Prag aufgebrochen und dortselbst am 21. Oktober feierlich eingezogen. Und wie kurze Zeit nur dauerte die Herrlichkeit? Bekämpft von der Liga und geschlagen von dem Münchener Vetter Herzog Maximilian von Bayern, mußte Friedrich mit Familie am Tage der verlornen Schlacht am weißen Berge (1 $^1/_2$ Stunde ostwärts von Prag) eiligst fliehen und entrann nur mit Noth der kaiserlichen Gefangenschaft. Im Dome zu St. Veit auf dem Hradschin in Prag werden unter mehreren historischen Andenken zwei an sich schon höchst interessante Reliefs gezeigt, welche jene Flucht des Winterkönigs darstellen. Bei dem einen spielen besonders die Kutschen wieder eine große Rolle. Ei, wie rasseln diese vielen Kutschen über die Moldaubrücke und durch die Stadt Prag

nach der Seite hin, woher sie kaum ein Jahr vorher gekommen waren. Friedrich hatte mit Noth und Elend zu kämpfen und kam nicht mehr zur Regierung seiner angestammten Lande. Die Oberpfalz kam an den Herzog Maximilian, auf den auch die Churwürde überging und der nun mit Hülfe seiner Erzieher, der Jesuiten, scharf daranging, die Oberpfalz wieder katholisch zu machen. Das Drohwort „wart' ich will dich katholisch machen!" ist noch heutzutage in der Oberpfalz zu vernehmen.

Wie nahe bei Waldsassen spielte sich ein anderes Drama aus jenem Kriege ab! Ich kann mir wenigstens ganz gut denken, welche Aufregung es machen mußte, als nach der Nacht des 25. Februar 1634 sich die Kunde verbreitete, daß der große Wallenstein, der kaiserliche Feldmarschall, im Rathhause zu Eger ermordet worden sei! Wieder muß ich bei dieser Episode an die böhmische Hauptstadt denken. Dort steht auf der Kleinseite noch jetzt der Palast des Friedländers, wie er in jener Zeit gestanden hatte. Wer die offene Halle auf den Garten hin, die Muschelwände und Grotten daneben sieht, der überzeugt sich davon, daß hieran seit des großen Friedländers Zeit kein Stein gerührt worden, und man braucht wahrlich wenig Phantasie, wenn man in jener Loggia den

Friedländer selbst ernst und schweigsam auf- und abgehend seine Pläne entwerfen oder seine Generäle oder verschiedene geheime Gesandte empfangend oder ihnen ein Gastmahl gebend, sich vorstellt, während man glaubt, auf dem kleinen Platze vor dem Palaste höre man noch die dumpfen Schritte der Schildwachen aus der buntgemischten Armee des Feldherrn. Im Badezimmer zeigt man noch ein treffliches im Jahre 1629 gemaltes Bild desselben mit der kurzen aber inhaltschweren Inschrift auf der Kehrseite:

Egrae obiit aegre 1634.

Wer nach Prag kommt, möge doch den Besuch dieses Palastes nicht unterlassen.

Im Jahre 1669 erfolgte die Wiedererrichtung des Klosters Waldsassen unter churbayerischer Herrschaft und unter letzterer blieb das Kloster auch trotz einiger schwacher Versuche, die Reichsunmittelbarkeit wiederzuerlangen, bis es am 11. Februar 1803 als Kloster ganz aufgehoben oder, wie man es nannte, säcularisirt wurde.

Die Klosterkirche wurde Pfarrkirche, die Klostergebäulichkeiten und das Klosterbrauhaus wurden an Private verkauft. Als ich im Jahre 1854 das erste Mal hier war, befand sich im Kloster eine schwach betriebene Kattunfabrik, während das Brauhaus in

den guten Händen des alten, weithin bekannten Klosterwirths war. Jetzt hat sich das Ding wieder ganz geändert. Das Kloster ist wieder belebt, es enthält in sich einen Convent von Cisterzienserinnen mit einer Aebtissin an der Spitze und zugleich ein Pensionat für die Töchter der oberpfälzischen Lande, das Klosterbrauhaus aber gehört, wie ich hörte, dem Beichtvater der Nonnen. Im Jahre 1854 konnte man die Bibliothek nicht sehen, weil die Fabrik im Kloster war, jetzt zeigte sie uns eine Gehülfin der Nonnen in bereitwilliger Weise. Sie erheiterte sich sichtlich, als wir unsere Freude über das hübsche Architekturbild äußerten. Die Bibliothek ist im Barockstyle gebaut, zieht sich durch zwei Stockwerke und hat ihr Licht von der einen Seite durch hohe bis auf den Boden reichende Fenster. Zu tadeln möchte sein, daß der Boden ein künstlich erhöhter ist, indem man so bemerkt, daß die Fenster noch unter den Boden hinabreichen. An den Wänden ziehen sich die reich ornamentirten und bemalten Schränke hin, auf ihnen sind viele Büsten angebracht, während die halbrunde Decke in schwacher Stukkatur zu einem großen Deckengemälde verläuft. Symmetrisch vertheilt sind einige Fuß vom Boden hoch eine Reihe von Figuren, die aus hellem Lindenholz geschnitzt und unbemalt in ihrem starken Naturalismus

einen ganz bizarren Eindruck machen. Theilweise sind sie, wie z. B. der Bauer aus dem Egerland oder die Nasenweisheit, welche sich mit einem langen Reiherschnabel selbst bei der Nase faßt, geradezu originell und komisch. Die Farben an dem Stuck der Decke wie an den Schränken sind ziemlich blaß gehalten und so kommt es, daß das Ganze zu einem ganz netten Bilde sich gestaltet. Schade, daß dasselbe noch nicht zum Gegenstande einer tüchtigen Studie gemacht wurde. Man weiß auch noch die Zeit der Herstellung der Bibliothek und die Künstler und Meister, welche sich daran betheiligten. Sie wurde im Jahre 1724 von Karl Hofreiter aus Eger gemalt, von Andreas Widt in Waldsassen mit Getäfel und Schränken versehen und von Karl Stilp, Bildhauer von Eger, einem gebornen Waldsassener mit den Skulpturen geschmückt.

Von der Bibliothek eilten wir in die Kirche. Man kann dieselbe mit Fug und Recht die Perle des Wondrebgrundes nennen. Freilich darf man dabei nicht den Ernst des romanischen Tempels oder die dunkle Phantasie der gothischen Kirche im Auge haben, die Waldsassener Kirche ist viel mehr ein schönes Stück des Roccocco, ein Gotteshaus mit massenhaftem heiteren Zierrath und mit einer immensen Fülle von Luft und Licht. Wollen wir nicht über die Vorzüge dieses oder

jenes Styles rechten, wollen wir viel mehr recht zufrieden sein mit dem Schönen, in welcher Form auch es uns geboten wird. Schön, ja geradezu imposant wirkt der Anblick des Waldsassener Tempels mit seinem großen Umfang, mit seinen herrlichen Gewölben. Die in der Zeit von 1681 bis 1704 von Abraham Lentner, Bernhard Schießer u. a. erbaute Kirche hat eine Länge von 268 Fuß und im Kuppelgewölbe eine Höhe von über 103 Fuß. Sie hat die Form eines langgestreckten Kreuzes mit ziemlich kurzen Querbalken und trägt im Durchschnitt der Kreuzbalken eine wunderschöne Kuppel, die sich noch um 22 Fuß über die Höhe der anderen Gewölbe emporschwingt. Die Kirchendecke ruht zwar nicht auf Säulen, aber bei der Länge des Langhauses und der Verjüngung des Chors macht sich der Blick von dem Atrium auf den Hochaltar vortrefflich. Die Schwere des Daches und des Gewölbes wird durch gewaltige Pfeiler getragen, deren Zwischenräume zu Kapellen verwendet sind. An ihnen zieht sich ein reich verziertes Gesimse hin, wie auch die Gurten des Gewölbes reich verziert sind. Die meist von italienischen Künstlern gefertigte Ornamentik besteht in Stuck. Eine Reihe von Skulpturen sind dabei verwendet. An dem Gesimse stehen z. B. die zwölf Propheten in großen Figuren und an den vier

Pfeilern unter der Kuppel die vier Kirchenväter. Leider sind diese sämmtlichen Gypsfiguren gegenwärtig bei einer sogenannten Restauration zu stark ziegelroth angestrichen worden und stechen daher unangenehm grell vom Untergrunde ab. Möchte man doch bei derartigen Reparaturen sich mehr an die Muster der eigentlichen Heimath der Renaissance, Italiens, halten, dort weiß man recht wohl, daß die Ornamentik des Roccocco schon durch sich selbst reich genug wirkt und daß man diese Wirkung übertreibt und verkehrt, wenn man noch mit grellen Farbentönen operirt. In den reichsten italienischen Kirchen der Spätrenaissance ist der Farbenton äußerst einfach und matt gehalten, und man glaube ja nicht, daß sie etwa matter wirken als unsere restaurirten Kirchen, an denen der Tüncher die ganze Fülle seiner Farbentöpfe ausschütten zu müssen vermeint. — Die großen Gemälde an der Decke stellen die Geschichte des Klosters dar. In der Betrachtung derselben avancirten wir bis zum Hochaltar. Das Presbyterium liegt etwas höher als die übrige Kirche, drei Stufen aus schwarzem Marmor führen hinauf. Ganz wunderschön ist noch der Tabernakel des Hochaltars. Er besteht aus drei sehr großen Stücken weißen Marmors mit sechs schönen Figuren: vier Engeln über dem Venerabile, rechts Maria und links der Erzengel

Gabriel. Das ganze ist ein feines Stück Bildhauerarbeit von Meister Stilp und ein großer Schatz der Kirche. Wir wollten es nun mit der Besichtigung bewenden lassen, allein unser gütiger Cicerone, ein Waldsassener Beamter, ließ nicht nach, bis wir auch die Gruft besuchten. Und wahrhaftig es hat uns nicht gereut. Die Gruft nimmt den ganzen Raum unter der Kirche ein, hat eine Höhe von über 12 Fuß und durch zwei Seitenfenster und eine Thüre vom Garten aus hinter dem Chor das nöthige Licht und eine gute Ventilation. Mehrere Reihen von Pfeilern tragen die darüber erbaute Kirche. Die Zwischenräume zwischen diesen Pfeilern sind zu den Grabkammern hergerichtet, an deren Außenseite lakonisch der Name des Beigesetzten bemerkt ist. Ohne irgendwie durch Modergeruch oder auch nur durch drastische Darstellungen vom Gevatter Tod belästigt zu sein, erwägt man doch bald, daß hier sozusagen die ganze Geschichte des Klosters begraben liegt. Und betrachtet man die Reihen der Pfeiler und denkt sich dazu, daß hierauf die ganze Kirche ruht, so weiß man wohl die Kühnheit des ganzen Werkes zu loben.

Der Eingang in die Gruft führt vom Garten aus. Letzterer ist sehr weitausgedehnt und besteht aus Gemüsefeld, Gras- und Baumgarten. In diesem bekamen

wir erst noch obendrein ein Klosterbild, wie wir es uns nicht gedacht hatten. Da und dort war nemlich eine Nonne wahrzunehmen. Die eine war mit Gartenarbeit beschäftigt, die andere erging sich mit einigen Kindern; dort saß in der Laube die eine hinter einem Stickrahmen, dort wieder eine andere hinter einem großen Psalter. Ueber den feinen Gestalten aber in ihren weißen Habiten mit dem Stricke um die Hüften lag ein ungebrochenes Schweigen, es war so ruhig und still, daß man nur die munteren Vögelchen in den Büschen und dann und wann eine heitere Kinderstimme hörte. Ihr habt ja Recht ihr munteren Vögel, ihr heiteren Kinder, seid lustig und singet, so lange ihr könnt, der Ernst des Lebens liegt ja schweigend neben Euch.

Abends gings nochmals retour in den großen stiftischen Markt Mitterteich, wo wir im Windl'schen Gasthof ein herrliches Nachtquartier fanden. Vorher wurden noch die großen Basaltbrüche hart am Orte und dicht neben der Eisenbahn besichtigt. Es war dies der erste Basalt, den ich aus dem ebenen Boden herausgraben sah. Am anderen Tage führte uns unseres Gastwirths Schimmel bequem nach Alexandersbad. Von da aus wurden die Luisenburg und die Kanzel bestiegen. Wir schwärmten recht tüchtig in der

würzigen Luft unter den wohlbekannten Felsen und Fichten herum und lasen mit Behagen die vielen in die Steine gehauenen Sprüche derer, die sich hier an der Natur gelabt und ihre reinen Quellen genossen haben. Einen Spruch aber hatte ich noch nicht vergessen und prägte ihn von Neuem in mein Gedächtniß:

Ich kenn' ein Buch geschrieben
Und leserlich für jede Kreatur,
Ein Buch, das einzig unverfälscht geblieben,
Das große Buch der heiligen Natur.

Der rauhe Kulm.

(1875.)

„Kulm“ heißt slavisch Berg. Der Namen findet sich auch oft in dieser Bedeutung, so gerade in der Oberpfalz für einen schönen, majestätischen Bergkegel westlich von Nabburg, eine besondere Bezeichnung erhielt aber meines Wissens nur der Kulm im Haidenabthale und er führt seinen Namen „rauher Kulm“ nicht mit Unrecht. Ei wie rauh und düster blickt der schwarze Kegel in den Binsenteich bei Trabitz, wenn der Frühjahrs- oder Herbststurm vom Fichtelgebirge her über die wald- und haidereiche Fläche nach dem Böhmerwald hinübersaust. Die wenigen Ortschaften entziehen sich unter dem Schleier des Regens oder Nebels dem Blicke, auf den wenigen sichtbaren Wegen sieht man nur selten einen einsamen Wanderer, der hastig fürbaß schreitet, und selbst der äußerst schwach bevölkerte Bahnzug, den man nunmehr statt des alten bayrischen Eilwagens benützen zu können froh ist, erhöht eher das

Bild der rauhen Einsamkeit, als daß er der Gegend den Stempel freudigen Lebens aufdrückt. Und gleichwohl hat auch diese Gegend den Charakter des Schönen, wenn über ihr die goldene Sonne scheint und wenn ihre Wärme vom späten Frühjahr bis zum frühen Herbste die Fluren grün oder goldig färbt und an den Bergen ringsumher Licht und Schatten kräftig abhebt.

Ein solcher wonniger Herbsttag wurde von uns endlich zu der lange verschobenen Kulmparthie benützt. Mit relativer Raschheit durchflogen wir den wegen seiner Länge gefürchteten Manteler Wald und stiegen ohne weiteren Aufenthalt vom Bahnhofe der Station Neustadt=Kemnath den Kulm hinan. An seinem Fuße unmittelbar neben der Station erleidet der Kulm eine nicht unerhebliche Ausbeute. Viele Arbeiter sitzen in eigenthümlichen Bretterhütten, von denen jede nur für einen Mann bestimmt ist, und klopfen den Basalt des Kulm in kleine Stückchen, welche bald darauf von den Bummlern unserer großen Städte festgetreten werden. Der Kulm ist nemlich der letzte größere Basaltkegel, welcher von diesem durch das östliche Böhmen und das Wondrebgebiet eindringenden Eruptivgestein auf der Linie von Ost nach West gelegen ist, und gehört in Bayern neben dem Parkstein zu den hervorragendsten und schönsten Basaltkegeln. Die Form

eines Kegels hat kaum ein Berg reiner als der Kulm. Während aber der Parkstein eine in tausend und abertausend Säulchen erstarrte Masse mit dem besonderen Charakteristikum der Flammenwindung darstellt, ist beim Kulm die Säulchenbildung nicht erkennbar, der Basalt liegt hier vielmehr wie ein Kranz in unzähligen Blöcken um die abgeplattete Spitze des Kegels herum und ist auf der Westseite wenigstens weithin sichtbar. Die Ostseite fällt steil ab und ist mit hohen Tannen besetzt. Die schwarze Farbe des Basalts und das Dunkelgrün der Tannen verleihen aber dem Kegel das immer tiefdunkele Ansehn.

Auf dem Bahnhof in Neustadt-Kemnath angekommen, säumten wir also nicht lange mit dem Anstieg. Wir gingen quer über die Haide und kamen alsbald in den schönen Tannenwald. Der Pfad zog sich von Osten nach Westen herum und führte nach etwa $^3/_4$ stündigem Steigen unmittelbar an den Basaltkranz unter der Spitze des Kegels. Der Anblick in der Nähe ist wirklich staunenerregend. Mehrere hundert Fuß in der Höhe und noch mehr in der Breite liegt auf schiefer Ebene der Basalt in Blöcken, welche die Natur so wohl aneinandergereiht und abgeglichen hat, daß man fast auf den Gedanken kommt, die Basaltblöcke seien durch Menschenhand übereinander gelegt worden. Man

giebt jedoch diesen Gedanken bald wieder auf, wenn man die Menge der Blöcke betrachtet, welche um den Berg sich lagern, und läßt der Natur gerne und staunend ihr Recht. Ein sehr schmaler Pfad führt am südlichen Rande dieses Basaltlagers vorüber auf die Spitze des Berges. Dieselbe (2129′ hoch) ist so enge, daß man kaum begreift, wie hier vor Zeiten eine Burg bestehen konnte. Man findet davon auf dem Ostabhang noch etliche Spuren und kann daraus entnehmen, daß die Burg an den Ostabhang hingebaut war, um auf dieser Seite die Steile des Abhangs und auf der Rückseite die natürliche Mauer des Basaltlagers zur Schutzwehr zu benutzen. Wie die Burg aber fast spurlos verschwunden ist, so ist sie es auch in der Geschichte.

Die Luft war am Nachmittage so rein geworden, daß neben der herrlichen Beleuchtung auch die Fernsicht eine besonders lohnende wurde. Der Schwerpunkt der Aussicht liegt in dem großen Manteler und Vilsecker Forste und in dem Blicke auf die schönen waldigen Berge des Fichtelgebirges. Bald blaugrün, bald saftgrün wie in großen Wellen breitet sich der große Forst nach Ost und Süden aus und wird nur durch das schmale glänzende Band der Haidenab durchzogen, die weit unten bei Luhe in die Waldnab fließt. Nach

Osten begrenzen die Böhmerwaldberge, unter deren Masse der Leuchtenberg mit seiner hellschimmernden Burg fast verschwindet, den Blick, der im Westen durch den fränkischen Jura aufgehalten wird. Weit im Westen zeigte sich scharf und hoch emporsteigend ein Schloß, das ich für nichts anderes als Gößweinstein halten konnte. Am schönsten beleuchtet waren aber die dunkeln Berge des Fichtelgebirges, die sich gerade von hier aus malerisch ineinander schieben und in dem Armermannsberge und dem zackigen Berge von Waldek entsprechende Ausläufer haben. Bei diesen Blicken auf den großen Wald zu unseren Füßen und auf die Häupter des Fichtelgebirges, sitzend auf den uralten Blöcken des Basalts und ungestört von jedem Laute der menschlichen Stimme und Thätigkeit überließen wir uns gerne dem Gefühle der Einsamkeit und der Größe der Natur, während zwei Seefalter neben uns im tändelnden Fluge sich zu haschen suchten.

Unrichtig wäre es jedoch, anzunehmen, daß die Gegend außer Wald und Bergen keine Abwechslung bot. So lag vor unseren Füßen westwärts das reinliche Städtchen Neustadt am Kulm, sich mehr jedoch an den „kleinen Kulm“ — einem kleinen Basaltkegel mit mehr röthlichem Aussehen — als an den rauhen anlehnend und südwärts das ehemalige Prämonstra-

tenserkloster Speinshardt. Als dasselbe 1556 unter Ott Heinrich aufgehoben war, wurde sein Abt Johann Georg von Gleißenthal Vicedom im Amberg, woselbst er sich verehelichte. Bald nachdem die Oberpfalz an den Churfürsten Max I. von Bayern gekommen war, wurde auch das Kloster Speinshardt 1669 restaurirt und bestand bis zum Markustage 1803, an welchem Tage den Conventualen nach der Markusprozession von dem bisherigen Klosterrichter Tretter, als landesherrlichem Commissär, die Auflösung eröffnet ward. — Auf der Nordseite ziehen sich manche große Kirchdörfer in der Richtung der Haidenab hinab, und besonders glänzen die hochgelegenen Märkte Waldek und Parkstein. Der schönste Blick eröffnete sich aber auf die Thürme und die höher gelegenen Gebäude der Stadt Bayreuth. Das Wagner-Theater lag so glänzend unter der Bürgereuth und dem Siegesthurme, wie es auch unser allverehrter Kaiser Wilhelm sah, der ja bekanntlich dem Tondichter auf die Anrede, es gäbe kein höheres Glück für die Bühnenfestspiele als des Kaisers Gegenwart, bemerkte, Gottes goldene Sonne scheine ja so freundlich auf sein Gebäude hernieder, daß er ein höheres Glück nicht verlangen könne.

Nachdem wir noch einen kleinen Imbiß eingenommen und ein Hoch auf die edlen Männer, welche auf der Kulmspitze das äußerst praktische Aussichtsthürmchen errichtet hatten, ausgebracht, stiegen wir geradewegs auf der Westseite den Berg hinab und in das Städtchen Neustadt hinein. Der erste Gang war — verzeih uns Gott — in eine recht reinliche Garküche mit gutem Stoffe, und erst der zweite in die Pfarrkirche, die allein an Ueberlieferungen aus früheren Zeiten etwas zu bieten schien. Sie ist eine einfache altlutherische Kirche mit wenig Zierath und doch mit manchen Erinnerungen an die Zeit der Reformation. So enthält sie eine Reihe von Wappenbildern der zum Theil ausgestorbenen Adelsgeschlechter der Umgegend. Auf der ringsherum führenden Gallerie findet sich links ein Epitaphium eines Herrn von Pfreunder von Bruck, soviel ich mich erinnere, ungefähr aus dem Jahre 1631. An den mittleren Theil mit einem großen Crucifix schließen sich zwei Seitenflügel an, welche wie bei den alten Hochaltären zum Schließen des Mittelbildes zusammengeklappt werden können. Ich klappte sie zusammen und sah zu meiner Freude festangeheftet das Reiterschwert und die Sporen des Defunkten. Darauf aber stand folgendes wohlzubeach=

tendes Verslein, mit dem wir auch diese Skizze schließen wollen:

Edell geborn bringt Ruhm und Ehr,
Ein ehrliches Leben noch viel mehr.
Wol gefreid bringt Lieb und Freud,
Wol gestorben die Seligkeit.

Auf dem Haselstein.

(1876.)

Ja da war's schön auf dem Haselstein und es war schön so oft ich dort war. Ich war übrigens gerade auf diesem Berge nie allein, sondern immer in großer Gesellschaft. Die größten Partien auf den Haselstein, welche ich kenne, fallen in die Zeit kurz nach Errichtung des Bezirksgerichts in Weiden, wo damals eine Schaar junger und lebenslustiger Praktikanten und Accessisten die in bester Eintracht miteinander lebenden Beamten und Bürger bald zu diesem bald zu jenem Feste aufmunterte. So machte man auch alljährlich eine große Partie auf den Falkenstein. Die Damen wurden auf Stell- oder Leiterwagen über Neustadt a. W. nach Floß befördert, die Herren aber gingen unter der Anführung des niemals einen Scherz verderbenden Bezirksgerichtsdirektors zu Fuß über den Fischerberg ebenfalls dahin und trafen mit den Damen und den Gesellschaften aus Vohenstrauß und Neustadt

a. W. im Dreikönigswirthshause zusammen. Dort stärkte man sich mit einem landläufigen Imbiß und begann hierauf in der großen Gesellschaft die Musik voran den Anstieg auf den Haselstein.

Der Haselstein liegt eine Stunde nordostwärts von Floß und links von der Floßenbürg und hat von Floß aus gar kein imposantes Ansehen. Er ist ein vorgeschobener Hügel, stark bewaldet und an der Spitze von einem Granitfelsen gekrönt, auf welchem ein Jägerhäuschen steht. Selbiges Jägerhäuschen war mir in der Praxis schon vorgekommen, ehe ich nur den Haselstein kannte. Ein junger Mensch, der sogenannte Geispeter, hatte nemlich dort eingebrochen und eine einsam trauernde Flinte, wahrscheinlich um sie ihrem Nichtsthun zu entreißen, sich angeeignet. Diesen Geispeter hatte ich als blutjunger Praktikus zu vertheidigen. Es fragte sich darum, ob jenes nur selten von einem Jäger als Schlafstelle benutzte Häuschen ein Wohngebäude sei. Ich gab mir alle Mühe und glaube selbstverständlich heute noch, daß das „kritische" Jägerhäuschen keine Wohnung war, allein der Staatsanwalt und das Gericht waren merkwürdiger Weise anderer Meinung und dem Geispeter war nicht, wenigstens von meiner Seite nicht, zu helfen. Dieser nemliche Geispeter, oder vielleicht auch sein Namens=

vetter, der Geisbartl — ich weiß es nicht mehr genau — hatte mehrere Jahre später wieder eine Angelegenheit, die man auch Untersuchung nimmt, bei dem ihm besonders gewogenen Bezirksgerichte Weiden, welches ihm für die Zeit der Untersuchung freie Kost und Wohnung im Rückgebäude des Gerichts angedeihen ließ. Da sich der Geispeter (oder der Geisbartl) aber wie gewöhnlich unschuldig fühlte und mehr Licht und Luft wünschte, als ihm in besagtem Rückgebäude gewährt war, so beschloß er, alsbald der bezirksgerichtlichen Gastfreundschaft Lebewohl zu sagen. Dies machte er nun so. Er sollte bald darauf zum Verhör in das Zimmer des Untersuchungsrichters neben dem Eingange in das Vordergebäude vorgeführt werden. Der dienstthuende Bote, Raupholz war sein Name, führte ihn auch bis an die Thüre des Verhörzimmers vor. Da trat Geispeter in vollstem Respekt vor dem k. Bezirksgerichtsboten einen Schritt zurück und machte unter dem Rufe: „Herr Raupholz“ eine Geste mit dem Arme, welche sagte: Ihnen gebührt der Vortritt. Raupholz fühlte sich geehrt, trat zuerst ein, Geispeter zog die Thüre zu, drehte den Schlüssel und lief davon. Erst einige Monate später soll er sich wieder freiwillig gestellt haben.

Selbiger Geispeter hatte mir also schon vor dem

Besteigen des Haselstein für denselben ein großes Interesse beigebracht. Der Weg auf den Haselstein von Floß ist recht abwechselnd. Unterhalb Floß liegt rechts der alte Judenkirchhof mit seinen einfachen gegen Osten gekehrten Gedenksteinen, links oben auf dem Berge ein Kirchlein dem heiligen Nikolaus gewidmet, inmitten fließt in grünen Wiesen unter dem dunklen Schatten der Erlen die Floß. An dieser geht man eine Strecke fort, bis sie die Biegung auf den Plankenhammer zu macht; hier überschreitet man den Bach und geht an hübschen Bauerngehöften vorüber allmählig bergauf. Nach einiger Zeit beginnt der Wald, der Weg zieht sich mehr nach Osten und bald darauf beginnt mit dem dichteren Walde auch der steilere Anstieg. Doch es währt nicht zu lange; das scheinbare Wachsen der Bäume hört auf, und ihre Spitzen nehmen ab und rasch ist man auf der Höhe unter dem erwähnten Felsen. Der Gipfel ist zwar kein Plateau für große Volksmengen aber immerhin ein Raum groß genug, um eine Gesellschaft von einigen hundert Leuten recht gut und in den verschiedensten Gruppen recht malerisch unterzubringen. Die Unterkunft ist wirklich äußerst behaglich. Nicht bloß hohe Tannen und Fichten halten den Gipfel des Haselsteins besetzt, es finden sich auch breitästige Buchen, die den

Haselstein wie unter ein grünes Dach verhüllen. Davon guckt nur der Granitblock mit dem Jägerhäuschen hervor, von dem aus eine hübsche Fernsicht, ähnlich wie von der Floßenbürg sich bietet. Das Schönste vom Haselstein ist aber nicht die Fernsicht und ebenso wenig das trotzige Gebilde des Granits, seine Schönheit liegt im grünen Wald, im grünen Blätterdach und in der kräftigen Waldesluft.

Einmal, erinnere ich mich, wirkte die Schönheit des Waldes auf uns geradezu begeisternd. Es hatte sich der Himmel etwas umwölkt gehabt und schon fielen beim Ansteigen einzelne schwere Tropfen auf uns und erfüllten uns mit Schrecken, es sei die ganze Partie verdorben. Da, als wir gerade den Gipfel erreichten, brach die Sonne mit voller Macht durch, und dieses Hereinbrechen der Strahlen auf die dunklen zum Theil benäßten Blätter bewirkte ein so magisches Licht, daß man meinte, die Sonne ziehe selbst die feinen Schleier über den dunklen Hag hinweg und wolle uns leuchten zu unserer harmlosen Freude. Ein allgemeiner Jubel war auch gleichsam der Dank für diese rechtzeitige gute That der Sonne und bald entwickelte sich das heiterste Leben. Mit Jubel wurden die Gäste vom Plößberg, von Floßenbürg und von Altenhammer begrüßt. Der gutsherrliche Wirth von

Altenhammer kam mit einem Rößlein gezogen, das uns den kühlenden Stoff beschaffte. Vorher aber wurde von den Damen Kaffee gebraut. Wer davon wollte, mußte Holz beischaffen, Feuer schüren, Wasser tragen, kurz eine Reihe von ungewohnten Sklavendiensten verrichten, kam aber dann auch nicht zu kurz beim duftenden Mokka. Eine kleine Semitin von Floß sah jedoch in obigen Diensten keine Sklavendienste, denn als ich ihr auf ihren Wunsch ein Glas herrlichen Wassers darreichte, nahm sie's mit den Worten: „Für diesen Ritterdienst den besten Dank!“ Ja wahrlich die Romantik ist noch nicht aus der Welt verschwunden.

Bald erscholl ein kräftiger Kantus. Der Weidener Liederkranz hatte tüchtige Kräfte und ließ seine Lieder auch munter erschallen. Zuerst das schöne Lied vom deutschen Wald: „Wer hat Dich Du schöner Wald aufgebaut so hoch da droben?“, dann das herzige „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“, selbst das Hammerschmiedlied mit dem Refrain: „— — und pocht es in der Schmiede, so pocht's im Herzen auch, Pum, pum“ ward acceptirt, bejubelt und belacht. Als aber endlich unser Dirigent Alois Erhardt unter der Begleitung von Gg. Widnmann (1. Tenor), Franz Sailer (2. Tenor), Karl Schreyer (1. Baß) und Wilhelm Brenner-Schäffer

(2. Baß) aus dem „Sängertage" von Abt das Solo des Steuermanns:

Im waldesdunkeln Deutschland
Stand einst ein Tannenbaum,
Der ragt' über alle Lande
Hoch bis zum Wolkensaum.
Der träumte von goldener Flagge
Vom Meer und seiner Pracht,
Und seine Zweige rauschten
Den Traum bei Tag und Nacht.
Armer Baum!

Da jauchzte durch die Lande
Ein helles Morgenlied,
Da hat der Baum vor Freuden
Im Morgenroth geglüht.
Die Männer kamen und fällten
Stolz ihn mit kräftiger Hand,
Und freudig sank er nieder
Für's heil'ge Vaterland!
Armer Baum!

Und an dem Meeresstrande,
Da ward sein Traum erfüllt,
Er sah die Pracht des Meeres
Und trug der Flagge Bild.
Und an dem Meeresstrande
Verödet steht der Baum;
Zerrissen ist die Flagge
Zerflossen der gold'ne Traum.
Armer Baum!

vortrug, war die Freude an der Schönheit des Liedes und Gesanges eine unbeschreibliche und ich erinnere mich noch wie heute, wie der kritische Altmeister L. Roth von Vohenstrauß mir in die Ohren raunte: „vorzüglich, Herr Praktikant, so 'was habe ich nicht erwartet.“

Kaum war der Jubel etwas verstummt, da ward uns eine neue Ueberraschung bereitet. Der alte dicke Wirth von Altenhammer — Bauer war sein Name — in Hemdärmeln und weißem Schurze war auf ein leeres Faß gestiegen, nahm ehrfurchtsvoll sein Sammtkäppchen vom Kopfe und that eine Rede: „Hoher Adel, hochverehrliche Herren und Damen, nichts für ungut, weil ich mich auch freue und Ihnen für die zahlreiche Gesellschaft auf unserm Berg meinen gehorsamsten Dank sage. Ja, hoher Adel, hochverehrliche Herren, Frauen und Jungfrauen, kommen's recht bald wieder und wenn's recht oft da heraufsteig'n und allemal so lustig sind, das wird an Ihnen, an Ihren Kindern und Kindeskindern hereinkommen. Nehmen's halt vorlieb mit mein' Bier und mit meiner Red: Sie alle sollen leben hoch und Ihre Kinder und Kindeskinder daneben (?) Hoch! Hoch!“ — Der Tusch fiel ein, wir ließen uns alle und die kommenden Geschlechter hoch leben. Bedeckt den Hut mit üppigem Farrenkraut zogen wir nun ab, ehe noch die Sonne sich vollends

hinter den rauhen Kulm versteckte. Der alte Wirth aber hatte Recht. Wer oft freudig und gesund den Haselstein besteigt inmitten von Lust und von Liedern, der bleibt noch spät im Alter jung und wer's nicht will und wer's nicht mag, bleibt närrisch bis zum jüngsten Tag.

Stockenfels.

(Spätsommer 1877.)

Die Oberpfalz besitzt mehrere Orte, besonders Berge, wohin verwunschene Personen nach ihrem Tode gebracht werden, um dort auszuharren, statt die ewige Ruhe zu erlangen. Berühmt sind deswegen der Schwarzwährberg zwischen Neunburg a./W. und Rötz und der Stockenfels bei Nittenau. Nach dem Volksglauben werden die betreffenden Persönlichkeiten oder richtiger gesagt, ihre Seelen, von gewissen Leuten auf dem Rücken oder in großen Ranzen an ihre Bestimmungsorte gebracht. Dabei besteht aber noch eine gewisse Klassifikation der Einzubringenden. So werden nach Stockenfels hauptsächlich die Bierbrauer gebracht, welche sich durch übertriebenes Wasserschütten am Publikum versündigt haben. In die Lohe bei Hagendorf, nahe an der böhmischen Grenze (bei Waidhaus) kommen hauptsächlich die Förster, welche das Volk bedrücken. Schönwerth in seinen Sitten und Sagen aus der Ober-

pfalz erzählt gerade von Stockenfels ganz köstliche Sagen oder Anekdoten, wie ich sie nennen möchte. Da kommt ein großer Herr vierspännig angefahren, um nicht mehr zurückzukehren; dort schiebt ein ungerechter Beamter gerade Kegel, als ein Bäuerlein naht, dem jener eine Summe Geldes abgedrückt hat, und nicht eher weicht, bis er das Sümmchen von dem verwunschenen Herrn wieder zurückerhält. Von solchen Sagen und Schnurren ist der Stockenfels umzogen, und man glaube ja nicht, daß dieser Aberglaube im Volke nur mehr scherzweise existire; mir selbst sind schon so und so viele Fälle vorgekommen, aus denen ich zu meinem großen Erstaunen ersah, daß Hunderte von Leuten in allem Ernste glauben, der Müller oder Brauer in X. zum Beispiel sei von dem Hirten in Y. auf den Schwarzwährberg oder nach Hagendorf „vertragen“ worden. Unter all diesen Geisterbergen oder Orten wird aber der Stockenfels am öftesten genannt, er hat als Geisterberg sozusagen den ersten Rang.

Diesen Geisterberg wollten ich und mehrere Freunde nun einmal näher in Augenschein nehmen. Wußten wir außerdem ja noch von ihm, daß er sehr hübsch gelegen sein solle, und daß er bisher besonders von den Gesangvereinen als Zielpunkt heiterer Ausflüge gewählt wurde. Wie aber hinkommen? Wir erkun-

digten uns in Weiden da und dort über die Lage, konnten aber etwas Zuverlässigeres nicht erfahren, als daß er im Landgerichte Nittenau liege und daß man denselben sowohl von Nittenau, als von Regenstauf aus besteigen könne. Wir zogen die Karten zu Rath, aber keine der uns zu Gebote gestandenen, selbst nicht einmal die requirirte Reymann'sche hatte den Stockenfels eingezeichnet. Wir verließen uns daher auf unser gutes Glück und beschlossen, nach Regenstauf zu fahren und von dort regenaufwärts bis zum Stockenfels zu marschiren, der Weg im Regenthale könne keinesfalls der schlechteste sein. Wir hatten die getroffene Wahl auch keineswegs zu bereuen.

Das hübsche Wetter schien noch länger zu halten, was im heurigen Herbste sehr zweifelhaft war, und wir zögerten daher nicht länger, fuhren vielmehr noch Nachmittags nach Regenstauf, um dort noch den Berg zu besteigen und den anderen Tag sofort mit unserer Partie beginnen zu können. Regenstauf ward ohne besondere Beschwerden oder Abenteuer erreicht. Um sechs Uhr Abends bestiegen wir noch unter kundiger Führung den Berg, an welchen sich Regenstauf anlehnt, während es auf der entgegengesetzten Seite vom Regenflusse begrenzt wird. Der Regenstaufer Berg wird von der Eisenbahn aus hinsichtlich seiner Größe

entschieden unterschätzt; man sieht nämlich nur den vordersten Kegel, der bis an die Krümmung des Flusses vorgeschoben ist, kann dagegen nicht bemerken, daß der ganze Berg noch aus zwei hart an den ersten angereihten Kegeln besteht und sonach einen dreigipfeligen großen Rücken bildet. Derselbe gehört als letzter westlicher Ausläufer zu dem zwischen Regen und Donau eingefügten Urgebirge. Bis vor etwa sechs Jahren war der ganze Berg noch kahl und bot einen öden, traurigen Anblick. Seitdem aber wurde durch den Eifer des leider jüngst verstorbenen Gerichtsschreibers Bernhard Gilles ein Verein zur Cultur des Berges gegründet und von diesem der obere Theil des Berges vollständig bepflanzt. Mich interessirte das Unternehmen außerordentlich, ich hatte ja schon viel davon gehört. Alle meine Erwartungen wurden aber übertroffen. Ich dachte nämlich nicht anders, als daß der Berg einfach mit Waldbäumen bepflanzt worden sei, und daß man sich begnügt habe, lediglich auf das Nützliche zu sehen, das Schöne und Angenehme aber als zur Zeit unerreichbar der Nachwelt zu überlassen. Allein ich irrte mich. Es war nicht blos auf das Nutzbarmachen der öden Bergrücken, sondern auch daran gedacht worden, der Stadt Regenstauf und der Umgebung einen Platz zur Erholung durch schöne An=

lagen und erfrischende Plätze zu schaffen. Zu demselben Zwecke stehen auf dem letzten der drei Gipfel mehrere Häuschen im Gebirgsstyle, zwischen dem zweiten und dritten Kegel befindet sich in dem röthlichen Granitgries eine enge Schlucht, auf dem zweiten Gipfel ist zur Erinnerung an den Besuch eines besonderen Gönners der Anlagen, des Regierungspräsidenten von Pracher, ein Obelisk aufgethürmt, und von dem ersten Kegel herab glänzt das schon länger bestehende Kreuz. Sogar mehrere Springbrunnen beleben die Umgebung. Selbstverständlich liegt die ganze Anlage noch in der Kindheit, allein soviel ist gewiß, daß ihre Existenz bereits gesichert erscheint, und daß schon in zehn Jahren der Schatten der Bäume jene Erquickung bieten wird, welche der verdiente Schöpfer der Anlagen hier nicht mehr finden konnte. Der Culturverein braucht nur darauf bedacht zu sein, die absterbenden Bäumchen durch neue zu ersetzen, wenn er aber außerdem noch durch Setzen von billigen Ziersträuchern, in denen ja die Singvögel so gerne nisten, und durch Anbringung einzelner neuer Baumgruppen längs der geraden Linie der Anlagen auf der Südseite des Berges weiter für die Sache sorgen will, so hat er nicht besonders viel aufzuwenden und macht sich doch für seinen Zweck und um die Mitmenschen verdient. Der Regenstaufer Berg

bietet übrigens auch eine ganz hübsche Fernsicht auf Regensburg, gegen Kallmünz, Burglengenfeld und namentlich in das Regenthal. Wir hatten einen ganz hübschen Sonnenuntergang. Da das Thal nach Westen hin weit offen ist, eignet sich der Berg auch vorzugsweise zur Betrachtung des Sonnenuntergangs, während sich der Sonnenaufgang wegen der Hügelreihen im Osten weniger günstig von hier aus wird bewundern lassen.

Am nächsten Morgen waren wir schon früh munter. Allein der Himmel stand voll Wolken, es hatte sogar die Nacht über hübsch geregnet. Lange wurde deliberirt, ob wir nicht unsere Parthie ganz aufgeben und dafür Regensburg oder Amberg einen Besuch machen sollten; der unter Zuziehung des Herrn Wirthes und seiner Ehehälfte abgehaltene Kriegsrath entschied sich aber in Anbetracht des von der Frau Wirthin für ihr Votum vorgebrachten Grundes: „der Heuwinkel ist frei“ für den Aufbruch nach Stockenfels. Der Weg war uns vom Wirthe kurz skizzirt worden: „gehen Sie nur immer am Regen fort, in Ramspau über die Brücke, dann bis nach Marienthal uud dort lassen Sie sich überfahren!“ Treffender ließ sich auch unsere Marschroute nicht beschreiben.

In Regenstauf ging es über die schöne und solide

Regenbrücke, dann linksum am Regen aufwärts. Kaum waren wir an einem großen Hause, das sich selbst „Schloß Spindlhof" benennt, vorüber, so hatten wir schon einen Einblick in das Regenthal. Dasselbe schließt sich durch rechts und links gelegene wellenförmig aneinandergefügte Hügelreihen ziemlich enge zusammen und bildet durch die Verschlingungen des Flusses mehrfache Thalkessel hintereinander, von denen sich mit Fug und Recht behaupten läßt, der eine sei hübscher als der andere. Der erste wurde uns noch etwas verdeckt durch den da und dort sich lagernden Nebel, er findet aber landschaftlich seinen Hauptcharakter durch den Abschluß mit dem in voller Länge sich hinziehenden Regenstaufer Bergrücken, von welchem besonders die Häuschen auf dem letzten Gipfel noch lange sichtbar sind.

Noch ehe wir in den zweiten Thalkessel eintraten, hatten sich die Wolken etwas zertheilt und alsbald erlangte die Sonne die Herrschaft vollends über dieselben. Die feuchte Luft im dampfenden Thale, die Freude über das herrliche Wetter und der nunmehr freie Blick auf die lachenden Wiesen, inmitten welcher der ganz dunkle Regen langsam hindurchfließt, und auf die schönbewaldeten Hügel, machten unsere Stimmung zur freudigsten. Der zweite Thalkessel ward nun erreicht.

Seinen Hauptcharakter erhält derselbe durch das am rechten steilen Ufer des eine starke Krümmung machenden Flusses gelegene von Pfetten'sche Gut Ramspau. Der Regen wird hier durch ein langes Wöhr etwas gestaut und ziemlich breit. Hart unterhalb des Schlosses führt ein langer Steg über den Fluß. Das Schloß hat an jeder der vier Ecken einen mit einer mehr absonderlichen als schönen Zwiebelkuppel versehenen Thurm, nimmt aber trotzdem in dem landschaftlichen Bilde die erste prädominirende Stellung nicht ein; diese kommt vielmehr der langgestreckten, schmalen Kirche mit dem großen spitzen Thurme zu. Dieselbe liegt so ziemlich in der Mitte des Dorfes und überragt alle Gebäude desselben vollständig. Die Lage des Dorfes aber in der Thalecke, gerade wie in einer starkbewaldeten Bucht, das steile Ufer, welches bewirkt, daß das Dorf mit Schloß und Kirche sich im dunklen Bette des Regen vollkommen wiederspiegelt, der breite Fluß und der lange schmale Steg darüber verleihen dem zweiten Thalkessel einen unwiderstehlichen Reiz, der immer mehr sich zu erhöhen scheint, je weiter man im Thale vorwärts schreitet. Letzteres schließt sich mehrere Male ganz enge zusammen und zeigt auf der linken Seite einzelne ganz groteske Granitfelsengruppen, wie man auch die dem ganzen Regenflusse eigenthümlichen

Granitblöcke in seinem Bette bemerkt. Trotz der Nähe Regensburgs und der großen Verkehrswege, sowie der dadurch gewöhnlichen Aufhebung besonderer Sitten und Gewohnheiten bemerkt man auf's Auffallendste, daß sich das spezielle „Waldlerische“ fast bis Regenstauf erstreckt. Da präsentirte sich sofort und überall das Waldlerhaus mit seinem tiefen, von Holzscheiten und Steinen gebildeten Dache und seinen kleinen Fenstern. Und als wir durch Heilinghausen marschirten, hörten wir schreien: „Kathelo, kimm glei“ und „J' geh' sched (blos) aussi“, geradeso als wären wir in Kötzting oder Regen.

Nachdem wir an zwei Inseln im Flusse vorübergekommen, sahen wir schon von Weitem ein altes großes Haus oder wie der Waldler sagt, ein „G'schloß“ in einem Dörfchen am rechten Ufer des Flusses liegen. Das Dörfchen heißt Hirschling und das Schloß gehört dem Freiherrn von Pfetten in Ramspau. Das Thal zeichnet sich hier durch die stärkeren Felspartien auf beiden Seiten aus. Sie treten theilweise so nahe an den Fluß heran, daß sie zur Anlage einer neuen Straße gesprengt werden müssen. Während aber der Felsen auf dem linken Ufer Granit ist, scheint der gegenüberliegende Porphyr oder Gneis zu sein.

Gegenüber Hirschling liegt ein freundliches Förster-

haus, nach der Ortstafel „Sießenbach“ genannt. In demselben erkundigten wir uns nach dem uns in Regenstauf besonders empfohlenen „Hohenstein“. Der Förster ertheilte uns auch auf's freundlichste Bescheid und bemerkte uns, die Aussicht sei so großartig, daß man in 23 Landgerichte schauen könne. Wir setzten also den Hohenstein noch als Extranummer auf unser Programm und marschirten getrost bergan. Es ging sehr steil aufwärts durch den schönen Tannenwald. Der Weg wurde auch glücklich gefunden und so erreichten wir denn nach dreiviertelstündigem Steigen den Gipfel. Der Wald hatte die viele Feuchtigkeit von dem in der Nacht auf ihn gefallenen Regen noch nicht an die Sonnenstrahlen abgegeben und so bot unsern Augen das Aufsaugen der Nässe durch die Sonne ein sehr heiteres Spiel. Wo sich nur ein Sonnenstrahl durch die dunklen Aeste hindurchstehlen konnte, that er es und zeigte sich durch die vielen sofort aufgesaugten Wassertheile so kräftig, daß man meinte, ihn mit den Händen fassen zu können; wohin ferner auf das nasse Moos länger die Sonne schien, entwickelte sich ein feines Wölkchen Wasserdampf, und dabei glitzerten an den Spitzen der Aeste oder an den Gräsern am Boden die Regentropfen so goldig, blau und roth, daß sie weit schöner waren als Diamanten

und Bergkrystall im hellsten Lichte. Der Bergesgipfel besteht aus ein paar mit einem Geländer umgebenen Granitblöcken. Von ihm aus hat man aber in der That eine Aussicht, so umfangreich, als kaum an einem andern Punkte der Oberpfalz. Am beschränktesten ist der Blick nach Süden. Siehst Du dagegen vorwärts d. h. nach Westen, so blickst Du in zwei oder eigentlich drei Thäler, das lange Nabthal und das Thal der Vils mit dem der Lauterach, siehst Du rückwärts, so kannst Du fast den ganzen Lauf des Regen verfolgen. Wunderschön beleuchtet lag die Burg „Lengenfeld", der einstmalige Sitz des Vizedomamts gleichen Namens vor uns, zwei weiter beleuchtete Punkte hielten wir für Schmidmühlen und Hohenburg, wir sahen ferner den Amberger Berg, die Berge bei Freudenberg, die längs der Nab sich hinziehenden Hügel, und endlich den langen Zug des Böhmerwaldes mit dem Frauenstein und Altschneeberg, mit dem Hohenbogen und dem Arber und Osser am Schlusse. Ich kann mich nicht erinnern, der Breite nach über eine größere Fläche der Oberpfalz gesehen zu haben. Leider waren uns einzelne Striche durch den Nebelschleier verdeckt, auch dürften die Bäume an dem Hohenstein gelichtet werden, wenn der Aussicht vom demselben der ihr gebührende Spielraum gelassen werden soll. Rasch

ging es wieder hinab und statteten wir in dem äußerst reinlichen Forsthause unseren Dank ab, ohne der mit oberpfälzischer Gastfreundlichkeit gebotenen Einladung zum Ausruhen Folge leisten zu können. Die Zeit drängte. Wir hatten ja noch den Thalabschnitt bis nach Marienthal zu durchgehen und durften erst hier an's Ausruhen denken. Der erwähnte Thalabschnitt ist leider blos eine gute halbe Stunde lang. Ich sage leider, denn er zählt zu den schönsten Parthien, die ich je gemacht. Hat man nämlich den Thalkessel von Hirschling verlassen, so schließen sich die Hügel zu beiden Seiten noch enger zusammen, und lassen nur der Straße, einer grünen Wiese und dem dunklen Flusse Raum. Dabei sind gerade hier die Hügel so wunderschön und mannigfaltig bewaldet, daß dem Auge die schönsten Schattirungen im Grün geboten worden. Zum saftigen Grün der Buche gesellt sich das blassere Grün der flatterhaften Buche, die graugrüne Kiefer aber wird reich schattirt durch das glänzende Grün der Edeltanne und das Schwarzgrün der tiefästigen Fichte. Besonders eine Stelle dieser Parthie wird mir unvergeßlich bleiben. Kurz ehe man Marienthal erreicht, macht der Fluß eine Biegung und erhält hierdurch eine etwas größere Schnelle wie sonst. Sein Lauf bricht sich an einzelnen Felsblöcken, während

gegen die Ufer zu Binsenröhricht wächst. Die waldigen Hügel schließen den Blick nach Außen vollständig ab, man befindet sich daher in der stillsten Einsamkeit mit Wald und Fluß und hört nur dem leichten regelmäßigen Rauschen des hier schneller fließenden Wassers zu. Ich hätte wahrlich den ganzen Tag auf diesem reizend stillen Fleckchen sitzen können. Köstlich muß es auch sein, wenn Nachts der Mond seinen blassen Schein in der dunklen Fläche des Flusses wiederspiegelt. — Zehn Minuten nachher ist Marienthal erreicht. Es besteht aus einem Gasthause und ein paar andern Häusern. Ihm gegenüber ragt von dichtbewaldetem Hügel der noch mit einem Dache versehene Thurm unseres Zielpunkts, der ehemaligen Burg Stockenfels, herab. In Marienthal ruhten wir uns tüchtig aus. Wir gingen vor dem Essen nur noch etwas weiter ins Thal hinauf und wären gerne noch bis zu dem eine Stunde oberhalb gelegenen Dorfe Stößling, welches in der Mitte auf haushohen Felsen ein Schloß der Grafen Eckert von der Mühle hat, gegangen, allein zwei Herren wollten noch mit dem Abendzuge nach Hause, und so kehrten wir denn in's Wirthshaus zurück, wo wir uns an einem Gerichte frischgefangener Fische und einem Rehziemer, wie an sehr gutem Biere energisch restaurirten. Den Wirth

interpellirten wir über das Thun und Treiben der Geister auf dem Stockenfels. Er ging auch auf die Sache ein und hob als die hauptsächlich vertretenen Stände die Brauer und Advokaten hervor. „Sie glauben gar nicht“, fügte er mit schalkhafter Miene bei, „was so ein Advokat für einen Lärm macht, wenn er ankommt, und was der für Reden herunterhält!“

Alsbald nach dem Essen führte uns unser Wirth auf dem Kahne an's rechte Ufer über und gab uns seinen Sohn „Nazi“ als Führer mit. Wir brauchten nur eine Viertelstunde zur Ruine, aber der Weg ist äußerst steil und beschwerlich. Die Nebengebäude und die Schutzmauern der Burg fehlen fast gänzlich, nur auf der Westseite ist noch ein Kellergewölbe sichtbar, in dem, wie uns Nazi mittheilte, vor wenigen Jahren ein nun vollständig närrisch gewordener Schneider hauste. Von den ehemaligen Hauptgebäuden steht noch der bereits erwähnte hohe Thurm mit dem direc-ten Ueberblick über den offenbar von hier aus mit Schutz und Zoll begnadigten Regen, und außerdem noch das Vierungsmauerwerk von zwei Wohngebäuden. In diesen und in den kleinen Höfen liegt der Schutt wenigstens stockwerk hoch. Der Thurm hat zur Zeit noch ein schadhaftes Dach, enthält auch noch die Böden von seinen vier Stockwerken, allein die Stiegen hierzu

sind eingefallen. Wer recht gut klettern kann, vermag auf angelehnten Balken hinaufzuklimmen. Ein Freund und ich machten den Versuch, und unter großem Jubel unsers Nazi, der das Ding offenbar besser verstand oder zu verstehen glaubte, gelang es mir, bis in den ersten, dem Collegen bis in den dritten Stock vorzudringen. Ich hatte von einem Fenster aus wenigstens einen hübschen Blick auf die Parthie zwischen Burglengenfeld und Schwandorf mit der Amberger Mariahilfkirche an der Grenze des Gesichtsfeldes. Viel bedeutender kann auch die Aussicht vom dritten oder vierten Stocke nicht gewesen sein. Der Stockenfels ist zwar eine hübsche Ruine, hat auch eineu sehr schönen Wald um sich, allein Aussichtspunkt ist er nicht. Wir drangen hierauf noch in die Keller ein, von denen der unter dem ersten Seitengebäude besonders tief war. Nazi erleuchtete ihn mittelst unserer Zündhölzchen. — Und die Geister? Wir hatten vor ihnen vollständig Ruhe, obwohl wir bald dem Herrn Braumeister, bald dem Herrn Advokaten und dem Herrn Landrichter schrieen. Vielleicht waren die Fledermäuse, welche scheu uns entgegenflogen, als wir den Keller beleuchteten, ein paar Repräsentanten der Geisterzunft. Daß aber auch andere Besucher des Stockenfels an die alte Sage von den Geistern dachten,

konnten wir daraus entnehmen, daß sie an die Wand des Thurmes mit Kohle in großer Schrift einen Herrn Muggendorfer oder Muggenthaler, privilegirter Bierbrudler und Consorten angeschrieben hatten, gleich als hätte er mit vielen anderen hier seinen Sitz aufgeschlagen. Mit Interesse beobachteten wir Nazi, ob er sich nicht fürchte. Allein er wurde von den Geistern nicht im Mindesten berührt, viel mehr interessirte ihn der närrische Schneider und die hier nistenden Schwarzblättchen und Rothkehlchen. Nazi hatte übrigens seine fünf Sinne zusammenzunehmen, denn er mußte uns den Berg hinab auf den richtigen Weg nach Haidhof führen, was ihm trotz der vielen entgegenstehenden Schwierigkeiten richtig gelang. Dann kehrte er singend und pfeifend durch den Wald zurück. Wir aber erreichten in anderthalb Stunden die Station. Der Weg bietet noch einen schönen Ueberblick über unser größtes Eisenwerk, die Maxhütte, über Burglengenfeld, Teublitz, das Schloß Münchshofen, Klardorf und Schwandorf mit seinem Kreuzberg. Es ist aber nicht räthlich, ihn ohne Führer zu machen.

Damit hat unsere Parthie ein Ende. Das Resultat meiner Beobachtungen ist, daß der in einem Tage zu machende Ausflug durch das Regenthal nach Stockenfels zu den schönsten Parthien gehört, die

insbesondere von Regensburg aus gemacht werden können. Das Regenthal namentlich kann ich nur mit einzelnen Theilen des Neckarthales vergleichen, nur ist im Neckarthale Fluß und Wald etwas heller grün als hier am Regen.

---

unterſuchte von Regensburg aus geſucht werden können. Das Regenthal namentlich kann ich nur mit einzelnen Theilen des Neckarthales vergleichen, nur iſt im Neckarthale Fluß und Thal etwas heller grün als hier am Regen.

II.

Ein paar Jugenderinnerungen.

Süſzer Traum der Kinderjahre.

O, kehr' noch einmal uns zurück! Rufen wir öfter in der falschen Meinung, die Kinderjahre selber könnten je wiederkehren, allein der Traum der Kinderjahre kehrt schon wieder, wenn wir getreulich in die Zeit der Kindheit uns zurückversenken, wenn wir glücklich in dieser Zurückerinnerung sind, und wenn wir endlich trotz der Furchen im Gesichte, trotz des Schnees in dem Haare die ächte Kindlichkeit des Herzens uns bewahrt haben. Mit Freuden denke ich zurück an meine Kinderjahre in der lieben Oberpfalz und dabei vor Allem an das theure Antlitz der lieben Mutter, die mir die Hände falten und das Gebetchen stammeln lernte: „Lieber Gott mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm'!“, die mir aber weiter jene unaussprechliche Freude auf den Weihnachtsbaum, auf das liebe Christkindlein in das Herz hineinzauberte. Solch eine Freude wie aufs Christkindlein gibts doch im ganzen Leben nimmer. Schon ganze Wochen vorher

lagen wir Kinder tagtäglich auf den Knieen und beteten unisono immer:

Christkindlein komm zu mir
Mach ein frommes Kind aus mir,
Ich bin dein, du bist mein,
O du liebes Christkindlein!

Das Beten dauerte natürlich nur so lange fort, bis die Thüre sich etwas aufthat und hie und da unter dem Tönen eines Glöckchens oder unter einem grellen Feuerschein ein paar Aepfel und Nüsse oder gar ein Pfeffernüßchen, aber nicht selten auch blos eine Ruthe von edlem Birkenreisig hereinflog. Voller Begeisterung stürzten wir uns auf die Gaben und glaubten wahrhaftig, das Christkindlein sei auf seinem goldenen Wagen mit schneeweißen schellenklingenden Rößlein durch's Haus gefahren. Wie schwer waren wir erst am heiligen Abend selbst zu bändigen. Schon Nachmittags ging das Beten an und die Ungeduld wurde trotz des Geschichtenerzählens der Mägde immer größer, bis endlich der bekannte Glockenton ertönte und wir wie toll auf den brillant beleuchteten Christbaum zufliegen durften. Unser Christbaum war immer eine kräftige junge Tanne. In anderen Häusern gab es auch sogenannte Drehbäume, welche aus drei übereinander in einer gewissen Entfernung von einander angebrachten

Kränzen von Preißelbeerkraut bestanden, die wieder an einem mittendurchgehenden Stocke festgemacht waren. An diesem Stocke wurde dieser Baum an die Zimmerdecke aufgehangen und, wenn die außen herumgesteckten Lichter brannten, gedreht. Mir gefällt die Tanne besser, obwohl an den Drehbäumen, wie ich mich erinnere, die kolossalsten Zuckerstücke, bestehend meist aus Reitern, Sternen und Körbchen hingen. Der Barbarabaum, der am Barbaratag geschnitten und in's Wasser gesteckt wurde, um an Weihnachten „auszuschlagen", war am seltensten.

Das schöne Fest des Christkindleins hatte übrigens schon eine gewisse Vorfeier, ein Vorahnen des heiligen Festes möchte ich sagen. Schon drei Wochen vorher kommt der heilige Nikolaus, der Niklo gemeinhin genannt, mit seinem Knechte und läßt die Kinder beten. Denen, die ihr Vaterunser richtig abzusagen wissen, theilt der Knecht sodann aus dem einen Sacke Aepfel und Nüsse mit, während er in den zweiten leeren Sack die bösen Kinder zu stecken droht. Unter Kettenrasseln wie er gekommen entfernt sich der alte Niklo wieder. In Betreff des Niklo erinnere ich mich eines köstlichen Spaßes aus meiner Jugendzeit. Ein lieber Vetter war gerade am Niklaustage bei uns zu Besuch. Da er ein Freund der Kinder und ihrer Feste war,

arrangirte er einen besonders feierlichen heiligen Nikolaus, den einer unserer Gehülfen vorstellen mußte. Derselbe wurde mit dem umgekehrten Reisepelz des Vetters angethan, erhielt eine tüchtige Pelzkappe und das ganze Gesicht voll Bart von langem Werge. Aehnlich sein Knecht. Mit wohlgefülltem Sacke und langen Ketten rückten beide an. Wir sagten unsere Gebete her, allein nicht lange währte es, da läßt sich unterm Tische ein heftiges Knurren vernehmen, das bald in ein Gebell ausartete und von des Vetters großem Jagdhund herkam. Er machte übrigens nichts, bis der Niklo auf uns Kinder näher hintrat, um uns etwas zu geben, da machte er unversehens einen gewaltigen Satz gegen die Brust des Heiligen, der darüber so erschrack, daß er sich sogleich umkehrte und die Thüre suchte. Wir Kinder schrieen, der Knecht entwischte durch die Thüre, der Niklaus wollte springen, verwickelte sich aber im langen Pelze und noch vor der Thüre stürzte er unter dem Dröhnen der Ketten zu Boden und auf ihn der Hund. Die Gefahr war übrigens nicht groß, denn der Hund setzte blos die Füße auf den Heiligen und sah umher, als harre er der weiteren Befehle, die alsbald mit dem Rufe: „Zurück, Tyras!“ erfolgten, nachdem der Heilige stöhnend gerufen hatte: „Ach, Herr Doktor, thun Sie doch den Hund zurück!“ Der

Vetter und die Eltern lachten furchtbar, unter uns Kindern aber war nicht wenig Verwundern, daß der heilige Nikolaus fast so wie ein Mensch eine Stimme hatte und vor einem Hunde davonlief. — Gerade in die Mitte des Advents fällt das Fest der heiligen Lucie. Die Nacht davor ist eine geweihte, denn in derselben geht die Lucie herum und sieht sich um die Kinder um, die braven läßt sie ruhen, den bösen aber schneidet sie den Bauch auf, läßt die Därme aus, füllt dafür Steine hinein und näht dann wieder zu. Vor dieser „Lucie" hatten wir einen ganz gewaltigen Respekt.

Das Ansingen des Engels und des Hirten oder der heiligen Dreikönige war bei uns nicht Sitte, dagegen kamen am Neujahr immer Nachmittags die Thürmer, gemeinhin „die Thurner" genannt, und spielten natürlich gegen ein kleines Entgelt drei lustige Weisen zu einem glückseligen neuen Jahr, wobei wir Kinder selbstverständlich das Hauptgaudium hatten. Der Vorabend von Dreikönig war für uns nicht minder wichtig. Es wurden da Kreide und Weihrauch geweiht, und handelte es sich nachher darum, überall im Hause die bösen Geister auszuräuchern und die heiligen drei Könige C. M. B. mit der Jahreszahl an die Thüren anzuschreiben. Letzteres besorgten wir

Buben nur häufig zu gut, indem wir an alle Bettstellen, Schränke und Kästen und zwar innen und außen die heiligen drei Könige anschrieben. Damit endigte der Weihnachtscyclus für uns, doch bald hätte ich noch des Johannissegens vergessen, den man am dritten Weihnachtsfeiertage aus einer Flasche weißen Weines trinkt und den wir Rangen uns schon des Herkommens wegen nicht nehmen ließen.

Die Faschingszeit ging uns Kindern natürlich wenig an, allein ein Fest fiel in dieselbe, das uns desto mehr kümmerte, es war dies das Schlachten der für's „Haus" bestimmten Schweine, ein Familienfest, bei dem wir selbstverständlich die Hauptwichtigkeit hatten und die Hauptsehnsucht nach der ersten Wurst. Abends durften wir „a Bissel was vom Schlachten" zu dieser oder jener Base oder gar zum Herrn Lehrer tragen, wofür wir natürlich wenn auch nicht immer belohnt, so doch entsprechend belobt wurden. Der Fasching selbst ging nicht ganz spurlos vorüber, am Faschings-Dienstag, der eigentlichen Fastnacht, in der Oberpfalz gewöhnlich „Fasinacht" geheißen, zogen nicht blos einzelne Masken herum, es gab gewöhnlich einen Zug und dieser stellte meistens eine Begebenheit oder einzelne Persönlichkeiten aus der Stadt dar, über die man einen Aerger hatte. Es hieß da gewöhnlich: „Heut wird der und der

gespielt." So wurden z. B. im Jahre 1848 die Förster gespielt, die kurz vor Abgabe der Jagd an die Gemeinden noch alles zusammenschossen und selbst die jüngsten Kitzchen nicht schonten. So wurden auch einmal irgendwo die „X-Moideln" gespielt. Es lebten nemlich einmal in einem Hause fünf jungfräuliche Schwestern, die Niemandem etwas zu Leide thaten als sich selber, indem sie untereinander immer zankten und sich schimpften, daß es ein Aergerniß für die Vorübergehenden war. Diese wurden nun einmal zur großen Freude von uns Buben „gespielt"; es zogen nemlich fünf wie die Schwestern gekleidete Masken vor ihr Haus, fingen einen Zank an, der immer heftiger wurde, bis sie sich in die Haare geriethen und die hohe Polizei in Gestalt eines riesigen Büttels sich einmischte, und die Zänkerinnen in die „Prison" erbarmungslos verbrachte. Der Scherz lief soweit gut ab, hatte aber nicht die erzielte ethische Wirkung, denn von den fünf gespielten Schwestern, die während des Spieles sich nicht gemuckst hatten, warf nach dem Spiele die eine der andern vor, sie und gerade sie sei Schuld an allem und um ihretwillen seien die anderen mit verhöhnt worden. Daraus entstand unter ihnen ein solcher Streit, daß nicht wenig fehlte, so hätte die „rechte" Polizei einschreiten müssen.

Aus der traurigen Fastenzeit habe ich eigentlich wenig zu melden. Ihre Monotonie wurde nur durch ein einziges Fest unterbrochen, das jedoch nicht ohne Wichtigkeit war. Es ist der sogenannte Bretzentag. Wie allerwärts in Deutschland, so bäckt man auch in der Oberpfalz alljährlich in der Fastenzeit die sogenannten Fasten- oder Salzbretzen. An einem Tage nun ist Nachmittags keine Schule, weil der sogenannte Bretzentag ist. Jedes Kind verfügt sich da Nachmittags mit einem Schleißenspahn in die Schule und empfängt hierauf vom Lehrer, der an die Bretze und deren gute Eigenschaften anknüpfend einen recht beherzigenswerthen Vortrag über die Nothwendigkeit des Fleißes für die liebe Jugend und seine entsprechende Belohnung hält, eine Partie Bretzen, die an den Schleißenspahn angesteckt und jubelnd nach Hause getragen werden. Selbstverständlich werden die Bretzen dem Herrn Lehrer von den Eltern nachträglich bezahlt.

So nahte allmählig heran das Fest der Wiedergeburt der Erde und der Menschen, das Fest des Frühlingsahnens und des schwellenden Lebenskeimes, das Fest der ersten Ferien, das heilige Osterfest. Vor dem Palmsonntag schon wurden massenweise die Palmzweige gesucht und nach Hause geschleppt, um am Palmsonntage geweiht und dann im Hause an die

Cruzifixe und auf der Flur an die Ecken der Felder gesteckt zu werden. Die Palmzweige waren nichts anderes als die ersten Sprößlinge der Weiden, doch wurden nur die zarten weißen Keime für tauglich erachtet und die weit ausgebreiteten als sogenannte „Katzenpalmen" energisch zurückgewiesen. Am Palmsonntag ließ es uns schon am grauen Morgen keine Ruhe mehr, denn wer an diesem Morgen zu spät im Hause aufstand oder zu spät in die Kirche kam, wurde von den Hausgenossen oder den Mitschülern unbarmherzig als der „Palmesel" verspottet. Nach der Palmweihe wurden von den Knaben stets die Palmbündel nach Hause getragen und hierbei soll es dann und wann vorgekommen sein, daß wegen Betupfens des Gesichts eines Collegen mit der Palmruthe und der Wiedergabe dieser Freundlichkeit eine Art heiligen Wettstreits entstand. Aergere Gefahr in dieser Hinsicht war am Charsamstag vorhanden, als vor der Kirche „der Judas verbrannt" wurde, wozu besonders die Bauernjungen ganz unsinnige Quantitäten entsprechend langer Fichtenholzscheite mitbrachten und um den Vorrang stritten, diese Prügel zuerst in's heilige Feuer zu tauchen und anbrennen zu lassen. Der Charsamstag war noch in anderen Beziehungen von Wichtigkeit. Es standen die Glocken wieder auf und

nahmen uns Buben die Möglichkeit, vom Thurme herab mit den bewährten Klapperkästen den Ruf zur Kirche recht tüchtig zu „ratschen", dann war Abends die Auferstehung mit ihrem Glanze und ihrem freudigen Halleluja und nach derselben erhielt man zu Hause noch ein Vorgefühl von den kostbaren Dingen, die uns das heilige Osterfest bringen sollte. Für dasselbe hatte die Mutter schon Eier hart gesotten und schön roth gefärbt, der bekannte Oberpfälzer Schinken war abgesotten, hübsch langsam, damit er nicht zerfalle, ein feines Osterbrod war gebacken und all diese Herrlichkeiten wurden in einem Korbe auf ein blendend weißes Tischtuch gelegt, denn am andern Morgen vor dem Hochamte war ja die Weihe auch dieser leibhaftigen Erinnerungen an das Osterfest. An die Eier, das Brod und den Schinken schloß sich aber noch an ein Näpfchen mit Salz und ein paar Stengel Meerrettig, auch, wenn sich die Mutter besonders anstrengte, ein Osterlamm aus Butter, thronend in grünender Gartenkresse, mit ein paar großen Augen von Weinbeeren und einem Fähnchen von Rauschgold, dessen Stiel aus einem Stengel Zimmet formirt war. Herrlich nahm sich Alles auf dem weißen Tuche aus, nicht minder verbreitete es herrlichen Geruch, allein angepackt durfte ja nichts werden, es war ja noch Char-

samstag und Fasttag, und erst am Ostersonntag nach der Weihe sollte davon gekostet werden. Da nach der Kirche so gegen zehn Uhr versammelte sich die Familie zum Osterschinken, hie und da kam noch ein Freund dazu und nahm die Einladung zu „ein Bissel was Geweihtem" gerne an, der Vater brachte ein Glas Wein und in der größten Eintracht und Heiterkeit verzehrte man sein Osterbrod, dabei sich freuend, weil nun wieder Ostern da sei. Die Schalen der verzehrten Eier mußten aber ja sorgsam gesammelt und verbrannt werden, denn die geweihte Gottesgabe mußte vollends verzehrt werden, sei es von den genießenden Menschen oder von der verzehrenden Flamme. Freilich mit dem Essen am Mittag sah es dann gewöhnlich schlimm aus, keiner hatte mehr ein rechtes Verlangen und die Mutter den größten Jammer: „nein aber das ist doch zu arg, jetzt habe ich gedacht, die Studenten essen auf die Fasttage hinauf alles zusammen und jetzt lassen sie alles über!" — — — Für uns Kinder begann hierauf mit den Eiern das bekannte „Härten", d. h. das Aneinanderschlagen mit der Spitze unter der Bedingung, daß das zerbrechende Ei dem Gegentheil gehöre, und das Ringeln. Es wurden hierbei mehrere Eier, von jedem Mitspielenden eines, in einiger Entfernung neben einander aufgestellt, und wurde dann

von den Mitspielenden von einem flachgehaltenen Brett aus ein Ring gegen die Eier losgelassen und, wer so ein Ei traf, durfte es behalten.

Das Johannisfest ist mir zwar wegen der Sunnwendfeuers nicht mehr in Erinnerung, denn die Johannisfeuer wurden nur auf dem Lande angebrannt, allein immerhin brachte dasselbe etwas, was auf die dauernde dankbare Erinnerung im Herzen der Kinder Anspruch hat, es brachte nemlich die Johannisküchеln, bestehend aus den über das Knie ausgezogenen im Schmalz herausgebackenen Krapfen, und auch den duftigen „Hollerstrauben", den mit einem guten Teige umhüllten, gelb gebackenen Blüthen der Hollunderstaude.

Sechs bis sieben Wochen nach dem Johannisfest kam dann ein wichtiges Ereigniß: die Schulprüfung. Sie wurde öffentlich im kleinen Rathhaussaale vor den geistlichen Schulinspektoren, dem Herrn Landrichter, dem Herrn Bürgermeister und mehreren Vertretern der Stadt abgehalten. Schon ein paar Tage vorher wurde mit einem kolossalen Eifer die Tafel gewaschen, d. h. es wurde am Stadtbache der Rahmen der Schiefertafel mit Silbersand so weiß als möglich gerieben und von allen Tintenklexen gesäubert, denn die Tafel konnte ja in die Hände des Herrn Landrichters kommen und mußte daher ganz sauber sein. Schlag neun Uhr

wurde von der Schule paarweise unter der Begleitung des Lehrers weggezogen und unter Trompeten- und Paukenschall wurde der Zug im Rathhaus erwartet. Dann begann zuerst das Absingen des Prüfungsliedes. Unser alter Lehrer setzte die Geige an, gab den Ton an und schritt fortwährend geigend und singend zwischen uns auf und ab. Dabei hatte er in der Gewohnheit, mit dem Bogen hie und dort auf die Köpfe zu tippen und energisch zu rufen: „frisch“, „frisch heraus“, was uns zu immer größerer Anstrengung unserer Stimmmittel veranlaßte. Wir schrien, daß die runden Scheiben der alten Fenster klirrten. Dann begann das Aufsagen: Es ging alles wie am Schnürchen. Freilich waren vorher die Fragen und Antworten vom Lehrer so ein bischen unter uns Schüler vertheilt worden, allein das hatte nichts zu sagen, es geschah ja nur zur Aufrechthaltung der Reputation der Schule. Einmal passirte unserem Lehrer doch ein kleiner Streich. Ich muß bemerken, daß der alte Mann ein besonderes Talent zur Veranschaulichung seiner uns beizubringenden Begriffe und Beobachtungen hatte und auch seine Fragen darüber so zu stellen wußte, daß die Beantwortung dem Kinde sozusagen von selbst kam. Der Lehrer war überhaupt ein Mann mit viel Witz und Humor, nur in der Schule schrie er ganz gewaltig herum und ver-

schaffte sich Respekt. Die Antworten auf seine Fragen im sogenannten Anschauungsunterricht waren uns allen so geläufig, daß, so lange der Lehrer in der Prüfung fragte, keiner in Verlegenheit gekommen wäre, auch wenn die Frage nicht speziell dem einen oder anderen zugetheilt gewesen war. Jeder von uns hätte dem Lehrer richtig geantwortet, daß das Haus eine Thür und Fenster habe, daß im Garten Bäume wachsen und daran Aepfel, Birnen oder Zwetschgen hängen. Einmal fragte aber merkwürdiger Weise der Herr Landrichter. Er legte dem kleinen Müller die schwierige Frage vor: „Was hat der Ochse auf dem Kopfe?" Müller stand in der Bank und kaute an den Fingern, während der Lehrer an der Tafel stand. Müller blieb immer stumm, der Lehrer, dessen Gesicht ohnehin etwas geröthet war, wurde immer röther, seine Augen erweiterten sich und seine Hände nahmen unwillkührlich die Richtung nach dem Kopfe ein, blieben an der Stirne haften und begannen dort gegen Müller zu fingern. Müller blieb nun nicht mehr stumm, sondern antwortete tief aufathmend: „Hände!" Ein schallendes Gelächter des Publikums lohnte den Lehrer für seine praktische Anschauungslehre, der Herr Landrichter aber ließ den Müller setzen mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit über seine praktische Anschauung.

Einige Wochen nach der Prüfung war die Preisvertheilung. Auch sie wurde auf dem Rathhause, aber im großen Saale abgehalten und mit noch größerer Feierlichkeit als die Prüfung. Es sollte ja jedes Kind für seinen Fleiß mit einem schönen blau und silber gebundenen Buch belohnt werden. Auf einem mit Blumen und Guirlanden umwundenen Podium vor dem Bilde des Königs saßen wieder der Herr Landrichter, aber diesmal in goldgestickter Uniform mit dem Degen an der Seite, links davon der Bürgermeister mit dem Königsbilde auf der Brust an breitem blauseidenen Bande und rechts der würdige Pfarrherr und Inspektor. Dieser leitete die Feierlichkeit mit einer kleinen Rede ein und darauf folgten Deklamationen von Schülern und Schülerinnen. Unter diesen Deklamationen waren nicht blos tiefernste, sondern vielfach auch komische. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich z. B. den Nürnberger Bäckerjungen, der sich im Deklamiren versuchte und dafür von seinem Meister tüchtig mauschellirt wurde, vorgetragen hatte und mit lauter Stimme des Bäckerjungen Deklamation ausrief:

„Hier unter Tigern, unter Affen!“ u. s. w.

und dabei mit dem Arme die entsprechende Handbewegung zu machen hatte, als ob die Tiger und die Affen rings um mich her im Kreise säßen, welche

Geste gerade dem Herrn Landrichter außerordentlich gefallen haben soll. Nach den Deklamationen wurden die Preise abgeholt. Jedes Schulkind, das einen Preis bekam, und es bekam fast jedes einen, machte zuerst einen Bückling vor dem Bilde des Landesherrn, der zugleich dem Herrn Landrichter galt, dann einen vor dem Herrn Inspektor. Den dritten vor dem Herrn Bürgermeister, dann trat man hin zum Herrn Landrichter, dem die Preise auf silberner Platte präsentirt wurden, und erhielt von ihm den Preis. Ein gewaltiger Tusch begleitete den Akt. — — Jetzt ist Alles anders, die Prüfung ist in der Kirche, wahrscheinlich weil die Schule der Kirche angehört, die Preisvertheilung aber ist aus höheren pädagogischen Rücksichten ganz weggefallen, weggefallen ist mit der feierlichen Prüfung und Preisvertheilung aber auch viel Eifer und Streben unter den Kindern und viele Theilnahme der Eltern am Unterrichte der Kinder, jedenfalls aber für später eine schöne Erinnerung.

Das Wurstsuppenfahren.

Das alljährlich im Winter, gewöhnlich zwischen Weihnachten und Fastnacht, vorkommende Schlachten der für den Haushalt gefütterten Schweine, wozu sich in größeren Häusern öfters auch ein junger Ochse, da und dort der „Kuchelbub" genannt, gesellt, bildet für die ganze Familie ein Fest. Das Fest dehnt sich aber noch weiter aus, es finden sich am Schlusse der Schlachterei noch unangesagte Gäste ein, die in die „Wurstsuppe fahren" wollen. Da begegnet Nachmittags der Tochter des Hauses, die schnell über die Straße läuft, um noch für die Würste das nöthige Gewürz zu holen, wie von ungefähr des Nachbars Fritz und fragt sie schüchtern: „Na, dürfen wir denn heut in die Wurstsupp'n fahren?" „Ach, wir essen unsre Würst' schon selber!" „O, ihr Geizkrägen" erwidert schließlich der Bursche und damit scheint die Sache abgethan. Allein die abweisende Antwort ermuntert den Jüngling nur noch mehr und er sucht

nach Genossen und Genossinnen, bis eine richtige Compagnie beisammen ist. In irgend einem Hause wird „sich angezogen“, d. h. es wird die Vermummung vorgenommen, ohne welche eine ächte Wurstsuppenfahrt nicht abgeht. Je einfacher desto besser. Die Röcke umgekehrt, ein alter Rathsherrenhut oder ein Dreispitz für die Burschen, ein altes Wamms oder Shawltuch der Urgroßmutter für die Mädchen, dann ein seidenes Tüchel vor's Gesicht, so wird abgefahren. Die Hauptsache aber besteht immer in den Gefäßen, die für die Suppe und die Würste mitgenommen werden. Womöglich nimmt Jedes einen recht großen und recht alten Hafen oder gar ein großes Schaff mit sich. Der Kochlöffel darf endlich in der Hand von Keinem fehlen.

So setzt sich der Zug in Bewegung, möglichst ruhig, doch mit schlecht verhaltenem Kichern der Mädchen. Am liebsten ist es der Gesellschaft nun, wenn sie die Familie, welche „geschlachtet hat“, überrascht, und dies kommt häufig so, weil gerade die spröde Tochter oder ein Sohn eine Pforte offen läßt. Außerdem muß geräuschvoll Einlaß begehrt werden. Da entspinnt sich nun schon ein Wortkampf, der Hausherr oder die Hausfrau erklärt polternd und zankend, so ein Gesindel könne sie nicht brauchen, weiß Gott wer da käme, worauf ganz keck erwidert wird, a bissel a

Supp'n, a Wurst und an klein Knochen dürften sie schon hergeben, das wäre eine Sünde, wenn's nicht geschähe und dergleichen mehr, und dabei wird von den Wurstsuppenfahrern mit den Kochlöffeln in den Häfen so heftig herumgerührt, als sie nur können. Allmählig wird die Stimmung der Hausfrau eine freundlichere, die junge Welt vom Hause hat schon Versuche gemacht, die Vermummung zu entfernen und plötzlich steht dieser junge Vetter oder jenes junge Bäschen mit entblößtem Gesichte da, freilich sich pustend über diese Keckheit. Und da spricht dann der Hausherr oder die Hausfrau: „Ja Babett' Du bist's! Ja wenn wir das gewußt hätten, na da geht doch rein und eßt ein Löffel voll Wurstsupp'n!“ Nun sträubt sich die Gesellschaft, sie könne doch nicht, nachdem man sie so „geschändet“ hat, und das Zureden ist nun am Hausherrn. Kurz und gut, das Wortgeplänkel mag länger oder kürzer dauern, das Ende vom Lied ist: man geht in die Stube, demaskirt sich und findet die Tische schon sauber gedeckt. Ohne viel Worte zu machen setzt man sich und läßt sich die frischen Leberwürste, die saftigen Blutwürste mit den vielen „Speckeln“, die Bratwürste mit Merrettig oder Senf trefflich munden. Den Schluß macht dann eine kolossale Schüssel mit Kraut und Knöcheln. „Na, Lisabeth“, meint Nach-

bars Fritz, „jetzt giebts soviel und Nachmittags hätten wir gar nicht kommen sollen!“ „Na ja“, erwiderte die rasch gefaßte Lisabeth, „wer lang fragt, der geht lang irre!“ „So, das wollen wir gleich sehen, geh nur her und tanz' mit mir!“ Und was will die Tochter des Hauses machen, sie tanzt mit Fritz und nach ihnen tanzen die anderen, sei es nach einer Geige und einer Guitarre, nach einer Ziehharmonika oder nach einem Klavier. Wer gern tanzt, dem ist gut pfeifen. Mögen es nun die Melodien der Spieler oder die saftigen Würste machen, die Herzen werden weicher und die Zungen geschmeidiger, man vertraut sich Manches an, was außerdem noch lange im untersten Schlupfwinkel des Herzens verborgen hätte liegen müssen, und so wurde manche Wurstsuppenfahrt schon zu einer recht glücklichen Brautfahrt.

Nicht so schön ist das Wurstsuppenfahren, wenn dazu von der „schlachtenden“ Familie förmliche Einladungen ergangen sind, oder wenn die kredenzten Gerichte über das, was vom Schlachten gewonnen wird, hinausgeht und wenn z. B. wegen dieses oder jenes Herrn, der keine Würste mag oder vertragen kann, ihm Rehbraten oder dergleichen gegeben werden muß. Kann man es doch der Hausfrau oder deren Töchtern nicht zumuthen, am Abende des Schlachttages, wenn

sie recht müde sind, noch für diese oder jene an sich noch so berechtigte Eigenthümlichkeit, für dieses oder jenes Sondergelüste Sorge zu tragen. Bis die Würste fertig und die Schinken eingesalzen, bis die armen Leute, die „ein bissel Wurstsupp'n und ein Würstel" als alte Schuldigkeit geradezu verlangen, versorgt sind, bis der alte Herr Vetter oder die Frau Base so und so ihre Würste hat, bis der Herr Lehrer oder gar der Herr Pfarrer seine „paar Würst und an Knochen" erhalten, da hat die Hausfrau sammt ihren Töchtern zu denken, zu rennen und zu schaffen in Hülle und Fülle. Also man sollte die Wurstsuppen nicht zu weit ausdehnen. Uebrigens ist es auch nicht schön, wenn man gar nichts hergeben will. Ich habe dies auch schon erlebt. Eine alte Base mit ihrer auch nicht mehr absonderlich jungen Tochter hatte geschlachtet. Wir fuhren Abends ohne jede leise Andeutung in die Wurstsuppe, merkten aber sofort, daß wir im Ernste unangenehm kamen. Mutter und Tochter liefen vor uns davon und sperrten sich ein, forderten uns aber immer durch das Thürfenster mit den sanften Worten „Macht, daß ihr fortkommt" auf, uns zu packen. Wir sahen nirgends eine Spur von einer Wurst, bis wir endlich in das Rohr des Wohnstubenofens leuchteten. Da fand sich nun ein Hafen voll Suppe mit

Leberwürsten. Als aber die Base und ihre Tochter das Geräusch von dem hervorgeschobenen Hafen vernahmen und zugleich unsere Jubelrufe: „Hollah, da ist die Wurstsuppe!“ hörten, da ergoß sich ein wahres Zetergeschrei über uns: „laßt' sie's stehn, ihr Spitzbuben, ihr Lumpen, macht das ihr weiter kommt, ausrauben woll'n sie uns!“ Wir hätten vor Lachen nicht essen können, aber wir setzten uns doch, schoben den Hafen hin und her und redeten einander zum Essen zu, bis die Tochter der Frau Base zum Fenster hinausschrie: Helft's, helft's, Räuber, Diebe!!! Nun machten wir dem Scherze ein Ende, zerschellten unsere großen Häfen am Stubenboden, wünschten der Frau Base, es sollen ihre Würste ihr und ihrer Nanni im Magen liegen bleiben und huschten von dannen. Wir schwiegen zwar recht still über diese Fahrt, und auch die Frau Base war ziemlich still, allein sie soll es doch erfahren haben, wer die Wurstsuppenfahrer waren und ihr Aerger soll nun noch größer gewesen sein, als bei der Herausnahme ihrer Würste aus dem Winkel ihres Ofenrohrs. So soll es auch Jedem ergehen, der einen Wurstsuppenfahrer mit leerem Hafen ziehen läßt.

III.

Wirthschaftliche Skizzen.

III.

Wirthschaftliche Skizzen.

Wechselwiesen.

(Zeitschrift des Landwirthschaftl. Vereins in Bayern, 1861. S. 490.)

Eine eigenthümliche Art gemeinschaftlichen Eigenthums kommt an einigen Orten der Oberpfalz vor, in den sog. Wechselwiesen.

Mehrere Personen besitzen eigenthümlich eine oder mehrere Wiesen zur wechselweisen Benützung in einem geordneten Turnus. Fragt man, wie diese Wechselwiesen entstanden, so weiß dies Niemand mehr; eine allgemeine Annahme schreibt ihre Entstehung und Ausbreitung dem Billigkeitsgefühle bei Erbtheilungen zu. Ein Vater hatte drei Wiesen, ungleich an Größe und Güte, und drei Söhne. Um keinem von ihnen wehe zu thun, verordnete er, es sollen die drei Wiesen seinen Söhnen gehören, jeder solle aber alle Jahre eine andere Wiese in bestimmter Aufeinanderfolge allein benützen. Auch durch freiwillige Theilung unter den Erben selbst mag der „Wiesenwechsel" aufgekommen sein. Aller Grundbesitz einer Erbschaft mochte leicht

zu vertheilen sein; eine Wiese allein blieb als ein Knoten für den ganzen Theilungsplan übrig. Es sollten sich alle in sie theilen. Die mannichfachen Schwierigkeiten in der geometrischen Vertheilung des Grundstückes oder der Theilung des Werthes durch theilweise Geldabfindung beseitigte man kurz, indem man die Wiese insgesammt zu behalten beschloß. Auch den Mißständen, welche mit der gemeinsamen Benützung eines insbesondere kleinen Grundstückes verbunden sind, beugte man dadurch vor, daß man die Wiese dem Wechsel unterwarf und sie je Einer um den Andern zu mähen beschloß. Der Zeit und den Umständen ist wohl die große Mannichfaltigkeit und Complicirung der Formen des Wechsels zuzuschreiben.

So ist zum Beispiel in zwei oder mehreren Wiesenfluren überall eine große „Wechselwiese". Von zwölf Hausbesitzern haben immer sechs drei Jahre lang je eine um die andere Wiese in den verschiedenen Bezirken gemeinschaftlich zu benützen. Hier ist also wechselweise und gemeinschaftliche Benützungswiese vereinigt. — In manchen Fällen kommt ein Theilhaber erst das 12., ja sogar noch das 18. Jahr auf eine Wiese.

Die patriarchalische Entstehung und Ausgleichung des Besitzes unter Gleichen hat, wie gesagt, schon lange

aufgehört und ist unmöglich geworden in dem rascheren Verkehre der Neuzeit. Dieser hat der weiteren Verwirklichung des Gerechtigkeitssinnes und der Vorliebe zu Grund und Boden, welche aus dem Institute sprechen, den natürlichen, festen Damm gesetzt.

Das Institut selbst aber besteht noch und wird von Allen, auf die es Bezug hat, klar aufgefaßt als gemeinschaftliches Eigenthum an bestimmten Wiesen, welches in jener eigenthümlichen Weise von jedem Theilhaber ausgeübt wird und wovon jeder idelle Theil nach dem Benutzungsmodus sich bestimmt.

Die Durchführung des Wiesenwechsels bei der Bewirthschaftung ist ohne besondere Schwierigkeit.

Was den Ausdruck des Institutes in den öffentlichen Büchern betrifft, so ist einmal behufs der Steueranlage der Flächeninhalt des ganzen Complexes, den Mehrere im Wechsel besitzen, zusammengeworfen und mit dem ideellen Theile eines Theilhabers, der sich durch den Benutzungsmodus ergiebt, getheilt. Die sich ergebende Flächenzahl wird als der Theil des Einzelnen mit seiner besonderen Plannummer bezeichnet, so katastrirt und nach jener Größe versteuert. In der Wirklichkeit ist natürlich eine Theilung in certas partes nicht vorhanden.

Im Hypothekenbuche ist die Pl.-Nr. des Antheils

eines Theilhabers und der Name der ganzen Wiese eingetragen, wobei der Wechsel blos durch ein Sternchen an der Pl.-Nr. nebst Angabe der Hausnummern, womit der Wechsel besteht, gekennzeichnet ist. Die Steueranlage und Eintragung in die öffentlichen Bücher findet zwar für jede Flurmarkung gesondert, aber immer auf dieselbe Weise statt.

Forscht man nach dem Einflusse des Wechsels auf die Bodenkultur, so kommt man zu dem Resultate, daß derselbe nur eingeführt und selbst dem strebsamen Oekonomen beliebt sein konnte für Grundstücke, welche zu einer gleichmäßigen Benützungsweise vorzüglich geschaffen waren, und in einer Zeit, wo man eine evidente Verbesserung eines jeden Grundstückes nicht für möglich hielt. Darum ward der Wechsel auch nicht auf Ackerland ausgedehnt. In jetziger Zeit dagegen, wo gerade der rationelle Wiesenbau allenthalben den großartigsten Aufschwung erhielt, kann man nichts anders sagen, als daß das Institut sehr häufig ökonomisch hemmend, darum schädlich ist.

Zu Uferschutzbauten, Durchstichen, Drainirungen &c. lassen sich manche der jeweiligen Theilhaber aus allbekannten Gründen langsam und mit Widerwillen oder gar nicht herbei, und die Kraft des rührigen Einzelnen ist gelähmt. Deswegen haben strebsame Oeko-

nomen hie und da den Wechsel aufzuheben gesucht und auch beseitigt, freilich mit vielen Hindernissen, von denen die Zähigkeit der Vielen, die am althergebrachten Institut noch zärtlich hängen, nicht das geringste war. Davon aber, daß die Aufhebung mit der Theilungsklage oder sonstwie auf dem Rechtswege erzwungen worden wäre, weiß man keinen Fall.

Einige gut gemeinte Rathschläge für Gewerbe und Handwerke in Altbayern und der Oberpfalz.

(Bayerische Zeitung von 1862. Nr. 234. 235.)

Ober- und Niederbayern, wie die Oberpfalz treiben vornehmlich Ackerbau und Viehzucht, worauf sie durch die Mutter Natur und die Erbschaft der Altvordern hauptsächlich angewiesen sind; daneben wird aber auch Industrie getrieben, wenn auch im geringeren Maßstabe.

Für einen guten Betrieb von Gewerbe und Handwerk insbesondere besteht jedwede objektive Voraussetzung, Naturkraft und Kapital, und zur Erweiterung gerade dieses Produktionszweiges drängt das fortwährende Dichterwerden unserer Bevölkerung und der Umstand, daß die angrenzenden Gebietstheile Bayerns und die nächstgelegenen industriösen Territorien Deutschlands, z. B. Sachsen und Württemberg, mit ihrer Industrie der altbayerischen und oberpfälzischen ent-

schieden vorausgeeilt sind. Letztere ist hierdurch bedroht, von ersterer vollständig ins Schlepptau genommen zu werden.

Warum aber ist unser Gewerbebetrieb zurückgeblieben? Nicht der Gewerbegesetzgebung allein darf man die Schuld geben, denn daß man auch ohne Gewerbefreiheit und im Zunftzwange weiter vorschreiten kann, beweist neben Franken das Königreich Sachsen, wo die Industrie vorzüglich blüht, obwohl erst im verflossenen Jahre die Gewerbefreiheit vom Landtage beschlossen wurde. Wir glauben vielmehr einer gewissen Unthätigkeit und Unentschlossenheit, einer besonders schädlichen Apathie gegen das Neuere auf Seite unserer Gewerbetreibenden die meiste Schuld zumessen zu müssen, können aber anderseits nicht leugnen, daß in neuester Zeit ein wohlthätiger frischer Hauch durch unsere Gewerbe weht. Dieses ist auch das Kostbarste beim Industriebetriebe; dieselbe muß von sich selbst heraus auf fortwährende Erweiterung und Entwickelung hinstreben, und die Seele hiervon ist ein thätiger und entschlossener Unternehmungsgeist. Nun demselben auch die gebundenen Schwingen durch die neue Gewerbeordnung befreit wurden, dürfen wir uns der sicheren Hoffnung auf einen Aufschwung unserer Gewerbe hingeben.

In diesem Zeitpunkte dürften einige gut gemeinte Rathschläge gerechtfertigt sein, welche übrigens weniger die ohnehin schon häufig besprochene Aenderung der Gewerbegesetzgebung als die Hebung der gewerblichen Thätigkeit von sich aus im Auge haben. Nur wo dies unbedingt geboten war, haben wir auf die Förderung derselben durch den Staat oder die Gemeinden gesehen.

Wenn Jemand ein tüchtiger Gewerbsmann oder Handwerker werden soll, so ist es unzweifelhaft nothwendig, daß derselbe schon in frühester Jugend etwas Tüchtiges lernt. Je besser die Schule, desto besser der künftige Geschäftsmann. Wir wollen die gerade jetzt sehr bestrittene Frage über die Mängel der Schulbildung in unseren drei Kreisen nicht besprechen, können aber nicht umhin, zu bemerken, daß wir von tüchtigen jungen Gewerbsmännern gehört haben, sie hätten erst in benachbarten Provinzen oder Staaten gesehen, daß sie mit ihren dortigen Altersgenossen in Bezug auf Schulbildung nicht conkurriren konnten. Nach unserer Ansicht sollte man sowohl bei der Bildung der Lehrer als dem Unterrichte der Schüler mehr den Grundsatz non multa sed multum beobachten, den Lehrern die nicht seltene Ansicht, daß sie für ihren Gehalt immerhin viel zu viel geplagt seien, benehmen, und ihre

Thätigkeit einer ständigen und aufmerksamen Kontrole durch die Distriktspolizeibehörden unterziehen. Besonders dürfte Letzteres den Oberamtmännern, die ohnehin häufig ihren Distrikt zu bereisen haben, zur Pflicht gemacht werden.

Für den Gewerbebetrieb, wie er heutzutage sein soll, reicht der Unterricht der gewöhnlichen deutschen Schulen nicht mehr aus. Ein gewisses Maß technischer Kenntnisse und Fertigkeiten ist nahezu überall nothwendig. Die bestehenden Gewerbeschulen können aber die wenigsten der für das Gewerbe bestimmten jungen Leute besuchen, weil es zu wenige solcher Schulen gibt, und den Eltern die Versorgung der Kinder um so schwerer fällt, je weiter der Ort der Schule entfernt ist. Es dürften daher mehr Realschulen, sei es durch allgemeine oder Gemeindemittel, gebildet werden; kann man keine vollständig organisirten Gewerbeschulen errichten, so begnüge man sich damit, an Orten, die für den Gewerbebetrieb geeignet erscheinen, Gewerbeschulen mit nur einem oder zwei Cursen zu errichten, die mit den niedrigsten Cursen der eigentlichen Gewerbeschulen harmoniren, wie z. B. eine solche in Wunsiedel mit großem Vortheile für die gewerbsamen „sechs Aemter" besteht. Jedenfalls aber versäume man nicht, so viel Handwerkerschulen, als nur immer

möglich, zu errichten, in denen neben Linear- und Ornamentenzeichnen die allgemeinen Gesetze der Naturlehre gelehrt werden, und mit Lese- und Schreibübungen tüchtig das Rechnen betrieben wird.

Besonders eine größere Uebung im Rechnen überhaupt und Berechnen gewisser Verhältnisse u. s. w. insbesondere wäre den jungen Gewerbelehrlingen zu empfehlen; abgesehen davon, wie dasselbe zur technischen Lösung gewisser Verhältnisse in jedem rationellen Gewerbebetriebe unbedingt nothwendig ist, kann es auch bei der Oekonomie des Betriebes nicht entbehrt werden. —

Das verständige Rechnen führt von selbst zu einer guten Buchführung. Allein wie erstaunt z. B. der Anwalt, wenn er von einem selbst vermöglichen Gewerbsmanne zum Beweise der Größe dessen Forderung sein Geschäftsbuch begehrt! In der Hälfte von Fällen erhält er nicht die Spur einer Aufschreibung, in den andern aber meist unbrauchbare Skizzen. — Wir weichen durch diese Frage nicht von unserem Thema ab, denn der Gewerbsmann, der über seinen Geschäftsbetrieb keine rechnerische Buchführung hat, weiß auch nicht, wie und ob sich überhaupt sein Gewerbe rentirt. Dies wird aber Niemand bestreiten, daß mancher Gewerbsmann fortwirthschaftet, obwohl es gemeindekundig ist, daß sein Geschäft nichts oder doch so wenig trägt,

daß er es längst aufgegeben hätte, wenn er sich selbst recht klar darüber wäre. Fehlen aber zur Errichtung von Handwerkerschulen in diesem Sinne die nöthigen Kräfte und Mittel, so suche man doch in jeder etwas erheblichen Stadt- oder Marktsgemeinde einen Zeichenlehrer zu acquiriren, und einen der intelligenteren Lehrer für die Uebungen im Elementarunterrichte und besonders im verständigen Rechnen zu gewinnen. Gewiß übernähme mancher gemeinsinnige Kaufmann oder Commis (unentgeltlich oder entgeltlich) mit Vergnügen die Verpflichtung, aufmerksame Jungen z. B. je alle 14 Tage in der Buchführung ein Stündchen lang zu unterweisen. Man verzweifle ja nicht an der Bereitwilligkeit dieser Lehrer oder Schüler. Wir wenigstens haben zu unserer Freude nur gegentheilige Erfahrungen gemacht.

Sind derartige Schulen errichtet, so handelt es sich darum, eine möglichst allgemeine Betheiligung zu erzielen. Das Beste wäre freilich, wenn man sie als höchst willkommenes Surrogat für die gewöhnlichen Feiertagsschulen bieten und zu ihrem fleißigen Besuche mit positivem Zwange anhalten könnte. Wo dies nicht möglich, wirke man wenigstens mit dem Drucke des moralischen Zwanges durch die Gewerbspolizeibehörden, die Gewerbevereine und Lehrherrn selbst.

Ehe ein paar Jahre vergangen sind, werden Gewohnheit, gegenseitiger Eifer und das wonnige Gefühl, etwas gelernt zu haben, — den Besuch als etwas Alltägliches erscheinen lassen. Ein Mittel gegen Erhaltung des Fleißes und der Ausdauer, das an der Leipziger Bürgerschule angewendet wird, können wir nicht unerwähnt lassen. Man läßt den Handwerksschüler beim Jahresbeginne das volle Schulgeld (1 Thlr.) einzahlen und giebt ihm davon am Schlusse einen um so größeren Theil zurück, je weniger Schulversäumnisse er sich hatte zu Schulden kommen lassen.

Die Fremde bildet die Leute. Dieser Gedanke lag offenbar dem früheren Wanderzwange zu Grunde. Die Aufhebung dieses Zwanges war zwar in so fern bestens gerechtfertigt, als von Jemandem, der zum Wandern gezwungen werden mußte, nicht viel zu erwarten ist; aber auf der andern Seite muß auch constatirt werden, daß unsere jungen Leute sich viel zu wenig in der Welt umsehen. — Der individuelle Gewerbebetrieb eines jeden Einzelnen hat seine besondere Anlage und speciellen Mittel und Vortheile. Eine je größere Sammlung solcher Erfahrungen ein junger Gewerbsmann hat, ein um so rentirlicheres Capital bringt derselbe mit in seinen eigenen Gewerbebetrieb. Wenn man aber reisen soll und will, so besuche man

solche Stätten, wo das Gewerbe des jungen Reisenden in Blüthe steht, und besonders, wo es im Großen getrieben wird. Der Gewerbsmann muß die Vortheile des ihm auf dem Nacken sitzenden Fabrik- und überhaupt Großbetriebs praktisch anschauen und so die Mittel, wie er dessen vernichtenden Einfluß hemmen kann, wie anderseits die Punkte erfassen, wo er sich wohl oder übel demselben anschließen muß. Wir kennen z. B. in einem Städtchen Altbayerns einen Nadler, der sein Gewerbe vortrefflich treibt. Wer sollte glauben, daß derselbe gewisse Arten von Stecknadeln selber verfertigt, und nicht vielmehr alle bezieht! Hätte sich derselbe nicht vorher in der Fremde und besonders beim Großbetrieb umgesehen, er würde gleich seinen Genossen den ganzen Bedarf beziehen. Auf der andern Seite kennen wir Ortschaften, aus denen regelmäßig alle jungen Handwerksburschen nur auf einen Ort der Fremde zusteuern: nach Wien. Dort bleiben sie oft halbe Jahre, ohne einen Platz in ihrem Geschäfte zu bekommen, und sehen sich gezwungen, während dieser kostbaren Zeit vorläufig als Hausknechte oder Kellner zu serviren, was sie übrigens nur zu oft bleiben, bis sie nach Hause gerufen werden, um das älterliche Geschäft zu übernehmen. Durch die Theilnahme an einem Großbetriebe, wo regelmäßig

alle einschlägigen Artikel gefertigt werden, durch das Kennenlernen verschiedener Produktionsarten in mehreren Arbeitsstätten gewinnt der junge Gewerbsmann auch praktisch einen Ueberblick über die verschiedenen Möglichkeiten in seiner Produktion und lernt sich an das Wechseln derselben zu gewöhnen. Das Drängen unserer Zeit nach möglichst universeller Bildung macht sich auch im Industriebetriebe geltend. Ganze Industriezweige sind im Laufe der Zeit untergegangen, und wo, wie in unserer Zeit, die Technik so hoch ausgebildet und so erfindungsreich ist, wird der Gewerbsmann von dieser Gefahr um so mehr bedroht, auf je weniger Artikel sich sein Gewerbe und seine Kenntnisse beschränken. Wir sehen nicht auf die selteneren Fälle, wo ein ganzer Industriezweig verödet, wie z. B. das Gewerbe der Stricker, Seidenweber ꝛc., sondern auf die so häufigen Vorkommnisse, da in Folge der Einführung eines neuen Artikels oder einer Verbesserung an demselben (der Luxusartikel gar nicht zu gedenken) oder in der Produktionsweise ein ganzes Gewerbe gefährdet ist. Hier handelt es sich darum, zu einem ganz anderen Gewerbe oder einer anderen Produktionsart möglichst rasch überzugehen, jedenfalls aber nicht feindselig gegen dieselbe sich abzuschließen, und zuzuwarten, bis die neuen, nicht aufzuhaltenden Verhält-

nisse zur zerschmetternden Lawine geworden. Als einen solchen Abschluß müssen wir es auch erkennen, wenn Gewerbsleute es verschmähen, in ihr Fach einschlägige Artikel, die sie wegen ihrer Fabrikation en gros nicht selbst verfertigen, aber doch vom großen Publikum nicht abhalten können, sich zum Verkaufe beizulegen, und die Zusammensetzung und dergleichen derselben zu studiren. Man würde dann besonders in kleineren Städten nicht nöthig haben, z. B. Klempnerwaaren, Lampen und dergleichen statt vom Spängler von einem Spezereihändler zu kaufen, und von einem Uhrmacher repariren zu lassen, oder gar wieder fortzuschicken.

Im Bisherigen haben wir schon angedeutet, daß dem Gewerbe und Handwerke die größte Gefahr vom fabrikmäßigen Betriebe, wie von einem gewaltigen Riesen droht, der sie erzittern macht. Allein damit ist den bedrohten Zwergen nichts geholfen, daß sie vor Schrecken und Furcht festgebannt unthätig zuwarten, bis einer um den andern aufgespießt wird. Leider geschieht dies bei uns nur zu sehr. Unsere Gewerbtreibenden fühlen wohl den schädlichen Einfluß der nachbarlichen Fabriks-Industrie, aber sie scheinen nicht zu sehen, woher und wie derselbe kommt. Man stehe fest, fasse den Feind scharf in's

Auge und weiche demselben wenigstens geschickt aus!

Die Hauptvortheile des fabrikmäßigen Betriebes aber liegen in der ausgedehnten Anwendung der Maschinen, in dem Aufwande größeren Kapitals und der sorgfältigen Arbeitstheilung.

Die Vortheile der Maschinen sollten freilich bekannt genug sein. Sie arbeiten für zwanzig und mehr Menschenhände, und doch gleichmäßiger und feiner als die zartesten derselben: ihr Fabrikat ist darum besser und weitaus billiger als das der Manufaktur. Dabei haben diese Kinder und Sclaven des menschlichen Geistes das Eigene, daß sie nicht eher ruhen, als bis sie denjenigen, der sich ihrer nicht bedienen will, an den Bettelstab gebracht haben. Schon Say in seiner „Kunst, reich zu werden“ beklagt sich über die Baumwollenweber einer gewissen Provinz Frankreichs, welche die ihnen von der Regierung angebotene Maschine trotzig zerschellten, dafür aber der englischen Fabrikindustrie erlagen. Gegenwärtig haben die Maschinen aber eine solche Ausdehnung und allseitige Anwendung erfahren, daß wir gewiß mit Recht sagen, es sei die Zeit vorüber, da in der Werkstätte des Gewerbmannes oder Handwerkers die Maschine ausgeschlossen sein darf. An Beweisen hierfür fehlt

es nicht. Kann vielleicht eine Brauerei mit den alten Einrichtungen neben einer auf neue Maschinen gebauten conkurriren? Oder kann dies ein Kleidermacher ohne Nähmaschine mit einem Schneider, der mit derselben arbeitet?

Gleichwohl aber will man von Maschinen nicht viel wissen. Man betrachtet sie so lange mit Mißtrauen oder gar mit Verachtung, bis man bekennt, ihren Wirkungen nicht mehr widerstehen zu können, und sich ihnen leider dadurch unterwerfen muß, daß man das Produkt bezieht und verkauft, selbst aber den Hammer zu schwingen aufhört.

Wie wenig benützt man z. B. Dampfkessel oder gute Pressen!*) Aber auch gegen Verbesserung von gewerblichen Vorrichtungen bleibt man ziemlich gleichgültig. So hat sich die Regierung der Oberpfalz schon viele Mühe gegeben, den armen Webern im nördlichen Theile ihrer Provinz den Jaquardwebstuhl zugänglich zu machen, allein — man bleibt im Ganzen beim Alten. Und Niemand hätte es nothwendiger, als gerade die Weber, die vorzugsweise von der Fabrik-Industrie bedroht sind.

*) Wie wenig z. B. die großartigen Verbesserungen in der Einrichtung der Mahl- und Sägemühlen, wie wenig die für den Kleinbetrieb so praktischen Gasmotoren! (1877).

Die beiden anderen Hauptvortheile des Großbetriebs sind das größere Kapital und die Arbeitstheilung. Nach der Natur der Sache ist mit dem Großbetrieb mehr Capital verbunden als mit dem Kleinbetrieb. Aber wäre in den Händen des Fabrikbesitzers auch nicht mehr Kapital als die Summe der Kapitalwerthe von z. B. 20 Kleingewerbebesitzern, so würde jenes doch ganz großartigere Wirkungen hervorbringen, als diese. Die Intelligenz des Fabrikanten macht es mit den ihm (durch dasselbe selbst) gebotenen Mitteln und Vortheilen — z. B. die Maschinen — um so rentirlicher, je größer die Summe ist. Hat derselbe aber zufällig nicht das nöthige umlaufende Kapital, so verschafft er sich's durch seinen Credit: denn Credit ist Geld. Nicht so aber beim Gewerbsmann und Handwerker.

Die Arbeitstheilung besteht darin, daß sich die zu verwendenden Arbeitskräfte in die zur Fertigung eines gewissen Produkts nothwendigen einzelnen Arbeiten vollständig theilen, so daß jede Arbeit immer von einem bestimmten Arbeiter verrichtet wird. Dieser lernt seine Aufgabe vollkommen kennen, gewinnt ihr die vortheilhaftesten Seiten ab, lernt die sichersten und zweckmäßigsten Handgriffe, ja er erfindet selbst Instrumente dazu, kurz er macht seine Arbeit rasch und

gut und doch spielend. Durch die Arbeitstheilung wird unglaublich mehr und billiger produzirt, als ohne dieselbe. Nur ein Beispiel: Die Erzeugung von Spielkarten erfordert 70 Arbeiten; theilen sich in diese nur dreißig Arbeiter, so liefern sie täglich 15,000 Karten. Ein einziger würde kaum zwei fertig bringen. Ohne Arbeitstheilung würden dreißig Arbeiter nur 60 Karten liefern.

Kann nun der vereinzelte oder höchstens von 2—3 Gesellen umgebene Gewerbsmann mit seinem geringen Kapital der Macht der Arbeitstheilung und des großen Kapitals Concurrenz halten? Nie in seiner Vereinzelung, gewiß durch die Association. Diese ist die Vereinigung der Kräfte Vieler zu einem Zwecke und beruht auf dem Grundsatze: „Einigkeit macht stark." Das Princip auch nur dem kleinen Gewerbsmanne näher zu erklären, dürfte überflüssig sein. Derselbe ist vielleicht ohnehin Besitzer z. B. einer Actie der bayer. Ostbahnen, oder einer der bedeutenden fränkischen Baumwollenspinnereien, und weiß recht gut den Werth derselben zu schätzen. Sieht er nun auch auf das Unternehmen selbst, zu dessen Zustandekommen er auch einen, wenn auch kleinen Theil beigetragen, und an dessen Gewinn er seinen Antheil hat, so muß er den Gedanken wie die Wirkung des-

selben begreifen. Die großartigsten Unternehmungen der Neuzeit sind nur durch Association entstanden und möglich gewesen.

Auf dem nemlichen Grundgedanken beruht die gewerbliche Association, die nicht minder erstaunliche Wirkungen hervorbringt, nur ist ihre Ausführung meist eine andere. Von England nach Deutschland verpflanzt, wurde sie hier beinahe mehr ausgebildet, als im Mutterlande. Sie findet sich besonders in Hannover, Preußen, Sachsen und Würtemberg, auch Bayern kennt Versuche davon; man vergleiche z. B. nur die Consum- oder Lebensmittelvereine in München und Regensburg!

Durch sie war es besonders einem kleinen oberhalb Leipzig gelegenen Neste kleiner Städte (Delitsch, Bitterfeld, Brehna, Eilenburg 2c.) von je durchschnittlich 4000 Einwohnern, die aus lauter Handwerkern bestehen, und vom Einflusse des Großbetriebs besonders gefährdet waren, möglich, mit diesen die Concurrenz auszuhalten.

In unseren drei Kreisen ist die gewerbliche Association noch sehr in der Kindheit. Und gerade uns thäte sie so noth! — Können sich die kleinen Münchener Brauer gegenüber den dortigen Bierfabriken ohne Association länger halten? Werden die Leine-

und Baumwollenweber der durch die Erweiterung der Ostbahnen noch größer werdenden Concurrenz der nördlichen Fabriken widerstehen? — Unser Vereinsgesetz ist der Entstehung und Entwicklung der Association günstig, die schon bestehenden Gewerbevereine selbst wären einer Ausdehnung ihrer Thätigkeit auf unseren Zweck wohl fähig, und unsere Regierung würde zweifelsohne jeder Entfaltung des gewerblichen Lebens in dieser Richtung hold sein, und dieselbe selbst mit den ihr zu Gebote stehenden Centralmitteln unterstützen. Zwar unterwirft der einzelne Gewerbsmann nicht gerne seinen Verstand und Fleiß dem Allgemeinen, er sieht auch nicht gerne, wie ein Gewerbsgenosse, dessen Concurrenz schon glücklich besiegt war, wieder auflebt; aber er muß es wohl, will nicht auch er zu Grunde gehen.

Die gewerbliche Association stellt sich nach den bisherigen Erfahrungen hauptsächlich dar: a) in den Vorschuß- oder Darlehensvereinen, b) in den Vereinen zum Ankauf von Rohstoffen, c) in den Vereinen zur gemeinsamen Produktion und d) zum gemeinsamen Verkauf.

Zu a und b. Diese beiden Arten haben den Zweck, dem Fabrikanten die Vortheile, welche ihm sein größerer Kapitalbesitz und der darauf gegründete weitere Credit

einerseits, wie andererseits die fruchtbringende Möglichkeit, mit dem Kapitale kaufmännisch zu wirthschaften, verschaffen, für den Gewerbler abzugewinnen.

Die Vorschußvereine bestehen in der Vereinigung einer größeren Zahl von Gewerbegenossen zu dem Zwecke, durch ihre solidarische Haftung jedem Einzelnen von ihnen jeder Zeit kleinere Darlehen, z. B. von 20 bis 200 Fl. oder mehr zu einem gewissen Zinsfuße zu verschaffen. Durch sie wird der dem Einzelnen mangelnde Credit in Folge ihrer solidarischen Haftung supplirt und es ihm ermöglicht, das Geld gerade zu dem Zeitpunkte, wo er dessen, sei es aus plötzlicher Noth oder zur gerade jetzt gebotenen vortheilhaften Verwendung dringend bedarf, zu erhalten, ohne dem Wucher in die Hände zu fallen, oder aus Mangel an Credit etwa gar zu unterliegen. Die Einrichtung dieser Vorschußvereine dürfte hinreichend bekannt sein.

Bisher verschaffte sich der Gewerbsmann in der Zeit des plötzlichen Bedarfes durch die Kreishülfskassen oder besonders beim Besitze eines Realrechtes durch die gemeindlichen Sparkassen Kapitalien. Für die Zukunft dürfte dies aber nicht mehr möglich sein, da auf den zusehends abnehmenden Werth der Realrechte das Borgen immer seltener werden wird. Ein

Ersatz für dieses Creditmittel durch die Vorschußvereine wäre daher dringend geboten.

Der Fabrikant hat mit seinem größeren Kapitale den Vortheil, größere Einkäufe von Rohstoff und Werkzeugen zu machen. Um seinen Bedarf zu decken, wendet er sich unmittelbar an die rohstofferzeugenden Quellen und kauft im Großen. Der kleine Gewerbsmann wendet sich an den Zwischenhändler der nächsten Stadt, muß im Kleinen kaufen und dem Händler zwanzig, dreißig, ja oft fünfzig Prozent Gewinn lassen. Diesen Gewinn hat der Fabrikant schon vorneweg im Sacke, er kann um eben diese Prozente sein Fabrikat billiger dem Produkte des Gewerbsmannes entgegenstellen, der sich dieselben vom Lohne seines saueren Schweißes abziehen lassen muß. Diese Vortheile des Fabrikanten werden den Handwerkern und Gewerblern durch die Vereine zum gemeinsamen Rohstoffbezuge verschafft.

Es vereinigen sich jene und kaufen mit gemeinsamen Mitteln aus den direktesten Quellen ebenfalls im Großen ihren Rohstoffbedarf. Von dem Lager erhält dann jeder seinen Einzelbedarf und der bisherige Gewinn des Zwischenhändlers fällt in ihre Tasche.

Am Häufigsten und mit allen diesen Vortheilen ist diese Art der Association beim Schuhmachergewerbe

durchgeführt. Wir kennen nun manche Lederhändler auf dem Lande, deren Verschleiß sich höchstens auf ein paar Landgerichtsbezirke beschränkt. Dieselben beziehen diesen Artikel auf der Leipziger oder Ulmer Messe, oder von Münchener Fabriken, häufig aber selbst nicht einmal unmittelbar und nehmen über Abzug von ihren Auslagen noch einen hübschen Profit. Würden sich nun die Schuhmacher eines Landgerichtsbezirkes oder einer Stadt zu obigem Zwecke verbinden, sie könnten den Gewinn des Fabrikanten oder Händlers sich selbst aneignen. Wie das Leder, so könnten sie alle sonstigen Utensilien und Werkzeuge auf diesem Wege beziehen.

In dieser Weise hat diese Association auch Ausdehnung gefunden auf die Gewerbe der Tischler, Schneider, Weber, Buchbinder und Nagelschmiede (in Braunschweig). — Können z. B. die Schlosser, Nagelschmiede, Mechaniker einer Stadt nicht ebenso ihr Eisen oder ihren Stahl associationsweise beziehen? — Je mehr Rohstoff ein Gewerbe, das dasselbe nach geschehener Verarbeitung wieder veräußern will, bedarf, desto wünschenswerther wäre eine dergleichen Vereinigung. Die Organisation dieser Vereine ist auf verschiedene Weise möglich. Die gewöhnliche Art dafür dürfte folgende sein: Der Verein nimmt gegen soli-

darische Haftung seiner Mitglieder landesüblich zu verzinsende Darlehen auf und besorgt damit den Einkauf des Bedarfes. Derselbe wird auf das gemeinsame Lager des Vereins genommen, und ein Lagerhalter unter Controle besorgt die Verwahrung und Vertheilung an die einzelnen Mitglieder, die einige Prozente über den Einkaufspreis bezahlen. Hierdurch werden einmal die Zinsen der aufgenommenen Kapitalien, zweitens die Administrationskosten gedeckt; der Ueberschuß dient a. zur Bildung eines Reservefonds und b. der letzte Rest wird den Antheilern nach Maßgabe ihrer eingezahlten Beträge als Dividende berechnet, diese aber gut geschrieben. So wird das Mitglied zuletzt Theilhaber am Vermögen des Vereins. — Darlehenskapitale wird der Verein auf Grund der solidarischen Haftung gerne von gewöhnlichen Darleihern erhalten, nöthigenfalls dürfte sie der Industriefond gegen angemessene Verzinsung gewähren.

Das nöthige Vorschußkapital kann auch durch Zuschüsse der Mitglieder beschafft werden, die dann je in einem gewissen Betrage gleichsam eine Actie bilden. Damit wäre das Recht auf Verzinsung und Dividende, die aber am vortheilhaftesten zwischen den Actieninhabern und den Abnehmern getheilt würde, verbunden. — Am Einfachsten oder gleichsam noch am

Brüderlichsten wäre das Verhältniß, wenn jeder gleich einzahlte, und dagegen das Recht hätte, Rohstoff, soviel er will, herauszukaufen. Die Prozente, welche er hier über den Einkaufspreis zu zahlen hätte, brauchten dann nicht höher zu sein, als daß sie Verwaltungskosten deckten. So könnte wenigstens vorläufig das Verhältniß eingegangen werden, bis es in Folge größerer Entwickelung complicirter würde, und eine Revision erheischte.

Zu c. Dem Kleinbetriebe die Vortheile der Arbeitstheilung und der größeren Betriebsvorrichtungen z. B. der größeren Maschinen zu sichern, bezwecken die Vereinigungen zu gemeinsamer Produktion. Es müssen sich die Gewerbsinhaber, statt wie bisher das ganze Produkt allein zu fertigen, in die verschiedenen, zur Herstellung desselben nothwendigen Verrichtungen theilen, und diese, sei es in ihren bisherigen oder bei höherer Ausbildung in gemeinsamen Werkstätten ausführen. Diese Art Association findet sich am seltensten vollständig durchgeführt. Zwar haben England und Frankreich dieselbe (und stets mit sehr großen wirthschaftlichen Vortheile) durchgeführt, allein gerade ihr steht das Haupthinderniß der Association überhaupt, das Sträuben des besonderen Fleißes und Talentes gegen die Anforderung

unter den Allen gemeinsamen Erwerb, entgegen. Ihre Möglichkeit jedoch und ihre großen Vortheile sind durch die bestehenden Vereine Englands und Frankreichs bewiesen, ihre Nothwendigkeit durch die vielen Fälle, wo ganze Orte, die einen gewissen Artikel fertigten, durch die Concurrenz des auf volle Arbeitstheilung basirten Großbetriebs verarmten oder wenigstens ihre Gewerbsamkeit einbüßten. So hätten sich z. B. die sonst so bekannten und zahlreichen Uhrmacher Friedbergs gegen die Concurrenz des Schweizer Großbetriebs schützen können. Stehen auch der vollständigen Ausbildung der productiven Association mannichfache Hindernisse entgegen, so mache man sich dieselben doch wenigstens theilweise zu eigen. Man vereinige sich nemlich in Bezug auf solche Vorrichtungen und Anstalten bei einem Gewerbbetrieb, welche dem Einzelnen nur mit dem Aufwande ungleich größerer Kosten oder Kräfte, als dem Fabribbetrieb, zugänglich sind. So vereinige man sich zu gemeinsamen Feuerungen, zur gemeinsamen Benutzung von Maschinen oder Wasserkräften!

Würden nicht z. B. die Hafner eines Städtchens billiger arbeiten können, wenn sie einen gemeinsamen größeren aber beständig betriebenen Brennofen, der

nicht Wochen lang kühl bleibt, durch einen gemeinsam angestellten Brenner unterhielten?

Je umfangreicher die Association in dieser Richtung würde, desto besser ihre Wirkung.

Zu d. Mit ausgebildeten Vereinen zur gemeinsamen Produktion wäre ohnehin der gemeinsame Verkauf verbunden. Aber auch außerdem würde die Association zur gemeinsamen Veräußerung den Kleingewerblern die Vortheile eines größeren, die Augen des Publikums auf sich ziehenden Ladens, des Verkaufs im Großen und der Kenntniß der Absatzquellen sichern, wie endlich insbesondere dem ärmeren Handwerker den Trost gewähren, in Bälde einen Abnehmer seines Produktes zu finden. — Die Wichtigkeit der Sache hat das Ministerium bereits durch Entschließung vom 23. October 1849 dargelegt, indem es die Nachahmung der Mainzer Industriehalle empfahl. Im Fränkischen (z. B. Nürnberg) hat diese Art der Association auch ziemlich Boden gewonnen, in unseren drei Kreisen wissen wir ein gemeinsames Möbelmagazin in Regensburg, und eine Vereinshalle für die Holzarbeiten des bayerischen Hochgebirgs in Ober-Ammergau.

Die ersten Anfänge dieses Instituts lägen im bloßen Besitze von gemeinsamen Verkaufshallen, in die der Einzelne das Gut bringt, um es um einen gewissen,

von ihm bestimmten Preis verkaufen zu lassen. Ein Schritt weiter wäre es, wenn z. B. bei fungiblen Waaren die ins gemeinsame Magazin gebrachten durch die Verwaltung auf kaufmännischem Wege veräußert würden. Würde sich die Gesellschaft ein gemeinsames Kapital verschaffen, von welchem Jeden, der ein Produkt liefert, wenigstens ein Vorschuß, oder bei fungiblen Sachen eine gewisse vereinbarte Taxe bezahlt wird, so wäre die Association so recht in der Blüthe. Das Capital könnte auf dieselbe Weise beschafft werden, wie bei der Einkaufs-Association; in ähnlicher Weise käme auch die Dividende zur Vertheilung. Am leichtesten dürfte diese Art der Association mit der Vereinigung zum gemeinsamen Einkauf von Rohstoff zu verbinden sein.

Nicht erwähnt haben wir die guten sittlichen Wirkungen, welche alle derartigen, auch auf ihren gewerblichen Zweck beschränkten Associationen hervorbringen. Unserm Eingangs angedeuteten Zwecke entsprach es auch nicht, viel von der Thätigkeit der Regierung in den angedeuteten Richtungen zu sprechen. Dieselbe thut ohnehin auf dem Felde der Förderung der Gewerbe, was nur immer geschehen kann. Man sehe nur auf die jüngst vergangene Zeit! Was übrigens auf dem von uns angedeuteten Wege durch die Staatsgewalt Ersprießliches geschehen kann, liegt vorzugsweise

in den Händen der äußeren Behörden. Von den neu zu schaffenden Oberämtern darf hier das Meiste erwartet werden. Ungenirt durch die Ueberwachung streitiger oder nicht streitiger Rechtspflege, durch die Ausübung des Polizeirichteramtes hat der Oberamtmann Zeit und Gelegenheit, die gewerblichen Zustände seines Bezirkes zu studiren, die aufgefundenen Mängel aufzudecken und durch Belehrung hinwegzuräumen, wie zur Ausbildung entwicklungsfähiger und bedürftiger Verhältnisse anzuregen. Mehr kann auch er nicht, denn wie in jedem Erwerbszweige so auch beim Gewerbe gilt als erster Grundsatz der: „Hilf dir selbst und so ist dir geholfen!“

Ueber die Theilnahme an Hagelversicherungen.

(Zeitschrift des landwirthschaftl. Vereins. 1864. S. 112.)

Mit dem Zahlen in eine Hagelversicherungsanstalt ist es ähnlich wie mit den Krankenhausbeiträgen. Man kratzt hinter den Ohren, wenn der schonungslose Diener des Kassirers erscheint und ist am Ende doch recht froh, wenn man keinen Gebrauch von den in Aussicht gestellten Vortheilen machen muß. Freilich ist man beim wirklichen Genusse der Vortheile der Hagelversicherungen noch besser daran, als beim Gebrauche der Vortheile der Krankenhausbeiträge, denn dieser Genuß kostet nicht das Leben. — So denken auch jene Landwirthe, welche sich einmal gegen den Hagelschaden versichern ließen; sie sind ruhig, wenn die schwärzesten Wetter am Himmel aufziehen, und hat der Schauer sie wirklich getroffen, nun so finden sie, daß ihnen, wenn auch keine ganz volle, so doch eine sehr annehmbare Entschädigung zu Theil wird. Gleichwohl ist die Lust zur Versicherung leider noch eine sehr ge=

ringe, indem man sich immer wieder auf sein gutes Glück verläßt, bis es einmal zu spät ist. Gerade im letzten Jahre wird so Mancher unangenehm überrascht gewesen sein. Um aber nachzuweisen, daß die Versicherungslust noch eine sehr geringe sei, will ich einen Bezirk mitten aus der Oberpfalz herausgreifen.

Der Landbezirk des Stadt- und Landgerichts Amberg hat bei einem Grundsteuerareal von 46,886 Tagw. nach der Volkszählung von 1861 eine Einwohnerzahl von 14,912 und davon sind achtundfünfzig versichert. Das Landgericht Vilseck aber hat bei 28,813 Tagw. grundsteuerpflichtiger Objekte eine Einwohnerzahl von 10,292 und nur 5 Versicherte. Ein Aufgeben dieser Gleichgültigkeit wäre aber gewiß zu wünschen und der Wirksamkeit des landwirthschaftlichen Vereins zu empfehlen.

Die Schulfrage in der Oberpfalz.

(Amberger Tagblatt, 25. Jänner 1864.)

Wieder ging es jüngst durch alle Blätter Bayerns, daß auch im vorigen Jahre von den Conscribirten die Oberpfälzer die zweitschlechtesten in der Schulbildung waren. Diesen nicht beneidenswerthen Platz nahmen dieselben noch jedes Jahr ein, so lange überhaupt statistische Berichte darüber ausgegeben werden. Mochte nun früher irgend ein Schwärmer die Oberpfalz als weit voran in diesem Punkte erklären, er kann es jetzt nicht mehr, denn die Zahlen trügen nicht. Wer sich aber im Handel und Wandel bewegt hat, oder je bei den Aemtern nur einigermaßen zu thun hatte, wird jene Thatsache auch früher nicht behauptet haben. Man sieht darin oft sehr interessante Dinge. So war Schreiber dieses im Jahre 1859 einmal Zeuge einer Scene bei einem oberpfälzischen Landgerichte. Ein Beamter hatte mehrere Leute vorgeladen, darunter eine 80jährige Geschirrhändlerin. Am Schlusse des mit

ihr aufgenommenen Protokolls fragte der Beamte, ob sie wohl ihren Namen unterschreiben könne? Sie bejahte dies frischweg und schrieb denselben deutlich und fest. Gleich darauf kam ein Bauernbursche an die Reihe, der mit seinem Mädchen um die Verehelichungsbewilligung anhielt, — ein ganz hübsches Paar.

Auch mit diesen ward ein Protokoll aufgenommen und der Aktuar legte bereits seine Feder hin, um sie der netten Komparentin ganz galant zum Unterschreiben anzubieten, im Stillen selbst lieber bäuerlicher Bräutigam oder bräutlicher Bauer, als Held der Feder. Wie groß war aber das allseitige Erstaunen, als das 17jährige Kind erklärte — sie könne nicht schreiben. Freilich wurde nun von Amtswegen gewettert und die alte Geschirrhändlerin als Muster aufgestellt: jedoch was half's? — Die rothen Wangen der Braut färbten sich zwar noch etwas mehr, bis sie aber vor die Kanzleithüre kam, war wohl jede Ermahnung vergessen! Was braucht aber auch ein junges kräftiges Bauernweib schreiben auch noch (!) zu können? Es kann ja der Mann — seinen Namen schreiben! — Dies nur ein Beispiel, fest aber steht, daß die mangelhafte Schulbildung der Oberpfalz eine nicht zu läugnende Thatsache ist, und daß keiner Provinz mehr eine gute zu wünschen wäre, als gerade dieser.

Entschuldigungsgründe dafür können im Allgemeinen gegenüber den anderen Kreisen nicht gelten, denn mit Recht behauptete jüngst die Bayerische Zeitung, daß die schlimmen Resultate ihren Grund nicht etwa in der Talentlosigkeit der Kinder, sondern mehr darin haben, daß diese zu Allotriis lieber und ernster angehalten werden, als zur Schule. Sollte denn der mittelfränkische Fabrikarbeiter oder Kleingütler sein Kind weniger schwer bei der Arbeit entbehren, als der oberpfälzische Bürger und Bauer? Gewiß nicht, und doch waren es nur vier Prozent von den mittelfränkischen Conscribirten, die eine mangelhafte Schulbildung zeigten, und von den Oberpfälzern mehr als fünfzehn!

Dringend thut es also noth, sich zu fragen, woher dieser schlimme Zustand denn eigentlich komme? Ich glaube nur von dem ziemlich allgemeinen Mangel der Erkenntniß, wie wichtig eine gute Schulbildung überhaupt und gerade für unsere Provinz sei. Wie ist aber hier zu helfen? — Den ersten und Hauptfaktor für eine gute Erziehung und damit auch die nöthige Bildung der Kinder bilden vor allem die Eltern. Ist aber diesen, die es nur zu häufig als einen Vortheil betrachten, ihre Kinder so oft als möglich dem Schulzwange zu entziehen oder die wenigstens gleichgiltig gegen den Schulbesuch derselben sich ver-

halten, mit einem Male eine andere Ansicht aufzupropfen? Wohl kaum; es geht dies immer nur langsam und doch nur dadurch, daß der gegenwärtigen schulpflichtigen Generation etwas Tüchtiges in der Schule gelernt nnd damit die Erkenntniß des unbezahlbaren Vortheiles, etwas Tüchtiges gelernt zu haben, gleichsam eingeimpft wird. Diese Aufgabe bleibt aber immer wieder an den öffentlichen Organen für die Schulbildung, an den übrigen zwei Faktoren, den Lehrern und Behörden hängen. — Es soll hier selbstverständlich Niemand gelobt oder getadelt werden, aber das kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß die Lehrer im Ganzen ihren Beruf mit weit größerem Ernst und Eifer erfassen, als früher, und die Achtung vor diesem wichtigen und achtungswürdigen Stande immer mehr steigt. Erfüllen sie aber ihre Pflicht mit allem Eifer und — was die Hauptsache ist — mit aller Ausdauer, so wird auch der Erfolg nicht ausbleiben und mit diesem kommt von selbst die noch größere Achtung vor dem Lehrerstande und ein allseitigeres Bemühen, ihm auch jene sorgenfreie Stellung zu verschaffen, die ihm so sehr zu wünschen ist. Thöricht aber, ich will nicht einmal sagen, pflichtvergessen wäre es, wenn sie in einem gewissen Unmuthe die Hände in den Schooß legen und den Dingen ihren schlimmen Lauf lassen wollten.

Anmaßend schiene es uns, den Aufsichtsbehörden ihre Aufgabe vorzeichnen zu wollen, sie wissen dieselbe schon selbst genug, und ich möchte auch den oft schwierigen Standpunkt derselben nichts weniger als mißkennen, das Einzige allein glaube ich anführen zu dürfen, daß sie den Lehrern doch recht an die Hand gehen möchten, ihre schwierige Aufgabe leichter zu erreichen. Soll es besser werden, so müssen diese so häufigen Schulversäumnisse abgestellt, also schonungslos geahndet und nach dem zweiten Rückfalle sofort den Verwaltungs-Behörden übergeben werden, damit ein möglichst schnelles Einschreiten der Gerichte erzielt wird. Jede Nachsicht ist hier Verderben und würde nur bewirken, daß die Schulbehörde, wenn ihre Langmuth endlich aufhörte, zu ihrem Erstaunen finden müßte, der anzugehende Richter könne zur Zeit noch gar nicht einschreiten. Diese Ermöglichung der sofortigen Bestrafung durch den Richter, in Verbindung mit dem Rechte der Polizeibehörden, vorläufig einzuschreiten, sind aber auch nach der neuen Polizeistrafgesetzgebung nicht blos genügende, sondern sehr ausgiebige Mittel, in diesem Punkte einhaltend und vorbeugend zu wirken.

Ein weiteres Mittel dürfte aber nach unserer unmaßgeblichen Meinung in öfteren unvorhergesehenen Schulvisitationen, oder besser gesagt, kurzen Besuchen

durch die Schulbehörden oder die Beamten der königl. Bezirksämter bestehen, die sich einfach auf die Controle des Schulbesuches und der Thätigkeit des Lehrers im Allgemeinen und eine kurze, aber auf den Zahn fühlende Prüfung des einen oder anderen Kindes in dem etwa gerade genommenen Gegenstande erstreckte.

Möge weiter Jeder, der die Oberpfalz wahrhaft liebt, nicht säumen, derselben so oft als nur möglich zu sagen, wie nothwendig sie einer Besserung in der Schulbildung bedarf. Es ist bei uns auf diese Weise z. B. in der Landwirthschaft schon viel geleistet worden und wurden solche, die sich nur mit Widerwillen zu irgend einer Neuerung herbeiließen, später meist die eifrigsten Redner für einen derartigen Fortschritt. Land- und Forstwirthschaft, Handwerk und Gewerbe werden sich bei uns nicht heben, wenn nicht die Schule eine bessere Grundlage dafür schafft. Ja selbst die Eisenbahnen, die nun bald die ganze Oberpfalz durchschneiden, werden nicht den gehofften Gewinn bringen, sie werden vielmehr nur Fremden eine ergiebige Quelle des Nutzens sein, während die Eingebornen dies und die Lokomotive, welche wie der Wagen des versäumten Fortschrittes an ihnen vorübersaust, mit aufgesperrtem Munde anschauen! — Hunderterlei ließe sich hierüber noch sagen und es sollte uns sehr freuen, wenn noch

weiter die Hindernisse im angeschlagenen Betreffe und die Mittel ihrer Hebung besprochen würden. Jedenfalls aber wären wir sehr befriedigt, wenn wir wenigstens das erreicht hätten, daß man mehr und mehr den Vorsatz faßte: es muß in diesem Thema bei uns anders werden — und zwar besser!

Fortbildungsschulen.

(Amberger Tagbl. 13. Mai 1864.)

Die in Ihrem Blatte erschienenen Aufsätze behufs Förderung von Landwirthschaft und Gewerbe in der lieben Oberpfalz finden bei den Gebildeten allenthalben Anklang und erregen bei denselben eine gewisse Freude darüber, daß die genannte Provinz endlich ein Organ gefunden hat, das ihre nächsten Interessen darzulegen bestrebt ist. Ich kann Ihnen aber nicht verhehlen, daß alle die bemerkten Aufsätze den gewünschten Erfolg nicht haben, so lange nicht die oberpfälzische Bevölkerung für das Streben nach Besserung ihrer materiellen Interessen erzogen ist. Dies kann aber, wie auch schon in Aufsätzen in Ihrem Blatte nachgewiesen wurde, nicht anders geschehen, als durch größere Bildung eines jeden Einzelnen, die wiederum bedingt ist durch Verbesserung des Schulunterrichts.

Glauben Sie ja, daß, so lange der Landmann nicht oder nur nothdürftig lesen und schreiben kann,

er jeder Verbesserung in seinem Fache von vornherein gleichgiltig oder feindselig gesinnt ist.

Sein Mißtrauen oder seine Indolenz ist auch dann noch nicht geschwunden, wenn er lesen und schreiben kann, er muß schon so viel gelernt haben, daß er wenigstens einige Freude an dem Lesen des Geschriebenen hat und anfängt zu begreifen, dies oder jenes sei denn doch nicht so gar verächtlich. Da fängt er dann auch an zu denken und zu rechnen und diese seine Thätigkeit wird nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf sein Schaffen und — das seiner Nachbarn sein. Vor Allem wäre freilich zu wünschen, daß die landwirthschaftlichen Schulen fleißiger besucht würden, aber der Kern zu der Besserung im angedeuteten Sinne liegt in den deutschen Schulen. Ihre Verbesserung und Vermehrung muß eine der ersten Aufgaben der Regierung und des Kreises selbst sein. Wenn nur zur Hälfte richtig ist, was ich dieser Tage hörte, daß in Niederbayern an hundert neue Schulen errichtet werden, so darf dieses Beispiel auch für uns nicht ohne Rückwirkung bleiben, wenn ich auch nicht blindlings behaupten möchte, daß bei uns jetzt ebenfalls nur schnell mit Vermehrung der Schulen um so und so viele begonnen werden müsse. Aber an die Hebung des Schulwesens überhaupt muß gedacht und Hand

angelegt werden. Von dem Gewerbsmanne, der weniger auf dem platten Lande wohnt, mehr herumgekommen ist und auch meist mehr Vorbildung genossen hat als der Bauer, sollte man freilich meinen, er sei den Neuerungen in seinem Fache sehr zugethan und bleibe darin nichts weniger als zurück. Allein es ist mit ihm verhältnißmäßig nicht anders als mit den Bauern. In demselben Grade, als er etwas mehr allgemeine Bildung hat als der Bauer, in eben demselben Maße mehren sich auch gegen ihn die Anforderungen der Zeiten. Leider — ist auch er verhältnißmäßig ebenso gleichgiltig als der Bauer. Gerade jetzt aber treten an den Gewerbsmann die Anforderungen doppelt stark heran, weil nicht blos die Fabrik ihm den Rang im Allgemeinen ablaufen will, sondern weil insbesondere die fast ganz freie Gestaltung der Gewerbsverhältnisse einen größeren Umfang der allgemeinen technischen Kenntnisse nothwendig macht. Wie soll es dem Gewerbsmann sonst möglich sein, dieses Produkt oder jene Produktionsart aufzugeben und zu einem oder einer anderen überzugehen? Und doch muß er es, will er bestehen. Kurz, diejenige Zeit, in welcher der Gewerbsmann ein bloßes Schulpferd war, das gewisse Kunstgriffe und sonst nichts kannte, ist vorüber. — Sieht man aber trotzdem ein allseitiges

Streben der Gewerbsleute nach Vermehrung ihrer Kenntnisse und Verbesserung ihrer Lage? Nur sehr, sehr wenig. Wie soll der Gewerbsmann aber dahin gelangen? Wieder nur durch die Schule.

Hier reichen aber die deutschen Schulen nicht mehr aus, es müssen solche vorhanden sein, in welchen man außer den Naturwissenschaften auch Zeichnen, Arithmetik und Geometrie und deutsche Sprache lehrt. „Nun da hat man ja die Gewerbschulen!" wird man sagen. Ich glaube aber, daß auf dem Standpunkte, auf dem unsere Gewerbsleute zur Zeit stehen, die Gewerbschulen als allgemeine industrielle Bildungsschulen sowohl zu hoch als auch zu wenig sind. Denn ihr Besuch setzt immer eine gewisse Wohlhabenheit voraus. Vielen fehlt diese ganz, und viele von denen, welche sie am Ende hätten, denken gar nicht daran, daß ihren Buben, die „ja blos Schneider oder Schuster" werden, der mehrjährige Besuch der Gewerbschule, die noch dazu meist sehr weit entfernt ist, nützlich wäre. Ferner ist auch richtig, daß bei der Vertheilung und Bearbeitung der Gegenstände in den Gewerbschulen, wie sie zur Zeit besteht, ein mehrjähriger Besuch unerläßlich ist, wie auch mannigfache Gegenstände darunter sind, die dem gewöhnlichen Gewerbsmann füglich erlassen werden könnten, aber nicht erlassen werden, weil ein

Hospitiren einzelner Fächer unzulässig ist. Bestünden dagegen an mehreren Orten der Oberpfalz Realschulen, die in einem oder zwei Kursen obige Gegenstände bearbeiteten, es würden gewiß sowohl die Unbemittelten als die der erwähnten andern Kategorie — die nun leider einmal besteht — dieselben besuchen. Gerade solche Schulen, welche die Mitte zwischen der deutschen Schule und der jetzigen Gewerbschule hielten, wären meiner Ansicht nach für die Oberpfalz zur Zeit am Platze. Von dieser Meinung ging schon ein im September 1862 in der Bayer. Ztg. erschienener und, wie ich mich erinnere, auch in Ihr Blatt übergegangener Aufsatz über diese Punkte aus, der noch dazu die Orte namhaft machte, in welchen solche Schulen bestehen sollten. Seitdem aber ist in diesem Punkte — nichts geschehen. Freilich verweist man mich da auf die Handwerks-Feiertagsschulen und sagt, diese genügten ebenfalls, ich entgegne aber, daß dieselben dem angedeuteten Zwecke nicht genügen können, nachdem der Unterricht an den bloßen Sonntagen ein viel zu seltener ist. Auch wird es schwer gehen, auf dem Lande für solche Handwerks-Feiertagsschulen Lehrer der Naturwissenschaften zu bekommen. Sie stünden eben auf einem nicht viel höheren Niveau als unsere jetzigen Sonntagsschulen. — Selbstverständlich ist aber, daß

man sie, da wo es geht, so viel als möglich errichten soll. Wie soll man aber Mittelschulen im angedeuteten Sinne errichten? Dies ist meines Erachtens Aufgabe einerseits der Gemeinden und andererseits vorzüglich des Landrathes und der Staatsregierung. Die Gemeinden sollen thun, was sie können. Sie sollen insbesondere da, wo isolirte Lateinschulen bestehen, trachten, daß, wie es in der Rheinpfalz ist, mit denselben ein Realkurs verbunden werde, was sich, wenn einigermaßen ein guter Wille bei dem betreffenden Lehrerpersonal und die nöthige Unterstützung von oben vorhanden ist, nicht schwer sein kann. — Aufgabe des Landrathes aber ist es einmal, mit Votirung von Geldern solche Schulen zu subventioniren und dadurch den Vorwurf von sich zu weisen, der ihm so häufig gemacht wird, daß er für das Schulwesen des Kreises bis jetzt nur sehr wenig gethan habe, andrerseits aber der Staatsregierung die erforderlichen Vorschläge zu unterbreiten. Wenn der Landrath nämlich diese um Unterstützung bittet, und ihr an's Herz legt, daß man Centralmittel zur Hebung der Industrie in der Oberpfalz viel besser durch Hebung und Verbreitung des gewerblichen Unterrichtes ihrer Bestimmung gemäß verwendet, als wenn man vielleicht zweien oder dreien zur Förderung ihrer Sonderinteressen davon gibt: so

wird auch die Staatsregierung nicht zaudern, das für die Oberpfalz einzig wirkliche Fundament für die Hebung der bäuerlichen und industriellen Verhältnisse aufs Kräftigste mit aufzurichten. Dieses Fundament aber ist, ich wiederhole es — die Schule.

Gewerbevereine.

(Amberger Tagbl. 3. September 1864.)

Die Amberger Industrie-Ausstellung und die damit verbundene Verloosung sind beendigt, und Jedermann, der erstere besah und an letzterer Theil nahm, war von der Solidität der Arbeiter und der Uneigennützigkeit der Unternehmung gleich befriedigt. Durch die Industrie-Ausstellung hat der Amberger Gewerbestand einen Namen nach Außen erhalten. — Ich möchte mir nun die Frage erlauben, ob es nicht angezeigt wäre, daß wenigstens alle vier bis fünf Jahre wieder eine solche Ausstellung stattfinde. Es würde sich da so recht der stätige Fortschritt des Amberger Gewerbes zeigen und durch die öftere Wiederholung fiele auch die Sucht mancher Gewerbsmeister nach Lieferung von ganz außergewöhnlichen Gegenständen hinweg, es würde sich die Ausstellung vielmehr auf das regelmäßige Produkt beschränken. Nachdem aber der Gewerbeverein den dornenvollen Pfad einer ersten Ausstellung einmal

überwunden hat, kann ihm das zweitmalige Betreten desselben Weges nur eine Leichtigkeit sein!

Die Industrie-Ausstellung ist, wie gesagt, ein Werk des Gewerbevereines. Sie ist aber nicht sein einziges. Der Amberger Gewerbeverein*) liebt nicht den äußeren Schein und eitles Geprunke, er zieht es vielmehr vor, hübsch im Stillen, aber desto sicherer zu wirken. Jeder, der nur einen Dienstag-Abend im Vereinslokale verlebte, hat sich davon gewiß überzeugt. Der Verein sucht nicht blos den Gewerbsbeflissenen Ambergs eine Stätte zu bereiten, wo sie sich gegenseitig ihre Gedanken über ihre Thätigkeit zu Hause und ihre Erfahrungen in der Fremde austauschen, er sucht ihnen hauptsächlich die für den Gewerbsmann interessanten Lehren in den Naturwissenschaften, der Volkswirthschaft, des Gewerberechts und der schönen Künste durch praktische Vorträge vorzuführen, und macht sich zur —

---

*) Dieser Verein grünt und blüht noch fortwährend. In seinen regelmäßigen Abendunterhaltungen, an denen ich seiner Zeit mit Vergnügen Theil nahm, werden noch immer lehrreiche Vorträge gehalten. Er kann bei den geringen Beiträgen der Mitglieder unmöglich reich sein, gleichwohl hatte er nicht blos bei den Weltausstellungen in Paris und Wien sondern selbst, wie ich hörte, bei der in Philadelphia seinen Vertreter zur Berichterstattung, auch ist der Verein mit dem bayerischen Gewerbemuseum in Nürnberg eng verbunden. 1877.

ich möchte fast sagen — Herzensangelegenheit, seinen Mitgliedern die bestmögliche Ausbildung der Jugend recht an's Herz zu legen. Aus diesem Streben entstand die neue Modellirschule in beispielloser Kürze. — Nahezu alle gewerblichen Zeitschriften stellt der Verein seinen Mitgliedern zu Gebote und eine hübsche Bibliothek dient den gleichen Interessen.

Bei den Erfolgen des Amberger Gewerbevereins ist es wohl begreiflich, daß sich auch in anderen Städten der Wunsch nach Nachahmung regt. So hat Sulzbach schon in der vorjährigen Versammlung der Gewerbekammer diesen Wunsch ausgesprochen und Unterstützung begehrt. Wir fanden dieses Verlangen nicht nur sehr berechtigt, sondern können selbst nur wünschen, daß sowohl in Sulzbach als auch in den anderen größeren Orten der Oberpfalz, namentlich in Cham, Kemnath, Nabburg, Neumarkt, Schwandorf, Tirschenreuth und Weiden Gewerbevereine gegründet werden.*) — Freilich möchte der Zweifel entstehen,

---

*) Soviel ich nach genauen Erkundigungen erfahren konnte, bestehen gegenwärtig nur in Regensburg, Amberg und Roding Gewerbevereine. Alle drei sind im Verbande des bayer. Gewerbemuseums in Nürnberg. — Möchten doch wenigstens in jenen Orten, in welchen Realschulen errichtet sind, Gewerbevereine entstehen! 1877.

ob einem Gewerbevereine in diesen kleineren Städten ein genügendes Feld erfolgreicher Thätigkeit ermöglicht sei. Allein wenn wir auch gerne einräumen, daß demselben wenig Kapitalien zu Gebote stehen dürften, um damit minder bemittelte Gewerbetreibende zu unterstützen, so gibt es noch Stoff genug, den ein solcher Verein in die Hand nehmen und zu einem glänzenden Werke verarbeiten kann. Fast in jeder solchen Stadt gibt' es einzelne Männer, die Kenntnisse und Liebe zur Sache genug besitzen, um sich hie und da für einen praktischen Vortrag in den Naturwissenschaften, dem Gewerbsrechte oder dergl. gewinnen zu lassen. Dabei ermöglichte der Verein die Haltung der bedeutenderen Gewerbsblätter, von denen ein Einzelner kein einziges Exemplar sich anschafft, und hierin läge von selbst der Keim einer kleinen Vereinsbibliothek.

Welch' unschätzbaren Werth hätten aber nur die regelmäßigen Versammlungen von Meistern und Gehilfen zur Förderung ihrer Gewerbe, zum Meinungsaustausch über diesen oder jenen Uebelstand, über seine Ursachen und die Mittel seiner Entfernung u. s. w.? Eben diese Versammlung von Männern würde ihr Augenmerk von selbst auf die brennendsten Zeitfragen, auf ihre Schulen, das gewerbliche Genossenschaftswesen, Maschinen und Geräthe richten und in Wahrheit ein

vermittelndes Organ zwischen den tiefsten Interessen des heimathlichen Gewerbes und der Außenwelt werden! Und dies alles mit so geringen Mitteln, daß der monatliche Beitrag eines Mitgliedes kaum sechs Kreuzer (was in Amberg gezahlt wird) übersteigen würde. Denn das Mittel der Förderung der Industrie durch Unterstützung dürftiger Gewerbsleute mit Kapital hat sich überall, gerade aber in Amberg, so schlecht bewährt, daß bei Gründung eines neuen Vereines gleich von Anfang an füglich davon Umgang genommen werden sollte. Wir schließen mit der Bitte an die Gewerbtreibenden der oberpfälzischen Städte, obige Worte in Erwägung zu ziehen und glauben bestimmt, daß sich der Amberger Verein nur freuen würde, den Gewerbtreibenden oberpfälzischer Schwesterstädte bei Gründung von Gewerbevereinen mit allen möglichen Mitteln beizustehen.

Die landwirthschaftliche Krise der Jahre 1864 bis 1866.

(Amberger Tagbl. 26. Februar. 1866.)

Aller Mund ist voll von dem gegenwärtigen Drucke der Landwirthschaft, von den vielen Zwangsverkäufen und der großen Geldnoth, man sieht nichts mehr als den Ruin der Landwirthschaft und schreit dringend nach Abhilfe. Der Eine gibt der Regierung, der Andere dem Generalkomite, der Dritte den Wechseln die Schuld, sich selbst aber natürlich definitiv lossprechend. Betrachte ich mir die Sache mit möglichst ruhigem Auge, so finde ich gleichfalls, daß ein Uebel vorhanden ist, daß dieses aber eine Krise ist, die überstanden, ein Unglück, das ertragen werden muß.

Es besteht in der nicht unbeträchtlichen Werthsminderung der landwirthschaftlichen Güter und einer dadurch herbeigeführten Beschränkung des Bodenkredits. Anlangend ihre Ursachen, so liegt die erste in der allseitigen größeren Produktion. Eine im jüngsten Oktober-

heft des „Economiste“ von J. H. Magne erschienene Erörterung schreibt die in Frankreich gleichfalls bestehende Krise vorzugsweise der dortigen „Ueberreizung“ der landwirthschaftlichen Produktion im Verhältnisse zu dem geringeren Steigen der Bevölkerung zu. Während in den Jahren 1815—1819 nur 4,589,876 Hektaren Landes in Frankreich bebaut waren, waren es zu Anfang der Fünfzigerjahre bereits 6,131,930 Hektaren. Und wenn man in den ersteren Jahren 49,862,157 Hektoliter Körnerfrucht gewann, stieg der Ertrag in den Jahren 1860 bis 1864 bereits auf 99,370,156 Hektoliter. — So in Frankreich. Aber in allen Ländern um uns her ist die landwirthschaftliche Produktion namhaft gewachsen. Ferner bin ich zwar nicht im Besitze der statistischen Tabellen über die Bewegung der landwirthschaftlichen Produktion bei uns in Bayern, aber das darf ich als gewiß annehmen, daß auch wir mehr Bodenfläche derselben zuwendeten, den Betrieb verbesserten und mit Hülfe dieser beiden Faktoren unsere Produktion steigerten. Während wir auf unseren eigenen Märkten schon durch uns selbst das Angebot viel stärker finden als sonst, während wir ferner von bisher innegehabten ausländischen Märkten (im Süden und Westen) uns mehr oder minder verdrängt sehen, öffnen sich dazu noch gerade auf unseren eigenen Heerd

die Schleusen der Kornkammer Ungarns, deren Produkte uns billigst zuzuführen Bahnzüge und Dampfschiffe wetteifern, obwohl sie uns fast zu erdrücken drohen. So kommt es, daß die Preise gedrückt sind und gedrückt bleiben. Zu diesen kommt aber die Vertheuerung unserer eigenen Produktion. Gerade der Bauer weiß am Besten, wie hoch die Löhne gestiegen sind, wie theuer Vieh und Fahrniß kommen und wie sehr unsere eigenen Lebensbedürfnisse vermehrt sind.

Beide Faktoren: die niedrigen Preise und die vertheuerte Produktion drücken selbstverständlich die Rente des Gutes herab, herab unter den laufenden Zinsfuß, zu dem die Güter gekauft und die zu ihrer Bewirthschaftung nothwendigen Kapitalien aufgenommen wurden, und aus dem Sinken der Rente und dem Gleichbleiben des Zinsfußes ergibt sich von selbst eine Schmälerung des Werthes der Güter selbst.

So kommt es, daß der Besitzer eines beträchtlich verhypothezirten Gutes die Zinsen seiner Hypothekkapitalien nicht mehr leisten kann und daß ihm letztere selbst gekündigt werden. Da er nun milde Hände, die ihm zu billigerem Preise Kapital geben, nicht findet, ist der Zwangsverkauf unausbleiblich, womit in nahezu allen Fällen der Verlust der letzten Hypotheken verbunden ist. — Andrerseits finden die Besitzer

von noch ziemlich hypothekfreien Gütern, Besitzer, von denen man bisher mit Recht sagte, „sie stehen gut", die zur Ausdauerung in der jetzigen kritischen Lage nothwendigen Kapitalien kaum mehr, weil der Besitzer von Kapital recht gut den geringeren Werth des Besitzthums ermißt. Finden jene aber das gesuchte Kapital nicht mehr, so lungern sie zwar noch eine Weile fort, probiren es am Ende mit Wechseln oder dergl. und kommen schließlich eben doch auch zum Verkaufe des Gutes, freilich zu höchst niedrigem Preise. Diese Vorgänge haben ihre höchste Ausprägung bereits in Steiermark gefunden. —

Aber auch die noch sehr gut stehenden Gutsbesitzer finden jetzt schwerer denn sonst Kredit, weil das mißtrauische Kapital sich lieber an industrielle oder Handels-Unternehmungen vergibt, als an Grund und Boden. So ist der Bodenkredit geschmälert und beschränkt.

Der Knoten läge demnach darin, die Rente der Güter und damit ihren Werth zu heben und so den Gutsbesitzer sowohl als den Kapitalisten, mit beiden aber den Nationalreichthum vor empfindlichen Verlusten zu bewahren. Wir kennen aber die Fäden, mit denen der Knoten geschürzt ist, und weil wir diese kennen, müssen wir sagen, er sei nicht gleich einem Problem, das sich durch bloße Reflexion der menschlichen Vernunft

überhaupt oder durch einen werthvollen Gedanken auch des besten Nationalökonomen lösen ließe, die jetzige Kalamität ist vielmehr ein Unglück, das uns betroffen, eine Krise, die überdauert werden will.

Mögen wir noch soviel nach Abhilfe schreien und da und dort die Schuld dafür erblicken, daß die Hülfe so lange ausbleibt, es nützt uns nicht. Wie gesagt, auf einmal geht das nicht. Das Verhältniß ist ganz dasselbe wie mit unserer Glas- und Eisenindustrie. Erstere lag bis vor Kurzen, letztere liegt noch darnieder. Freilich nimmt man im Ganzen und Großen von den Schäden dieser Industriezweige weniger Notiz, aber Thatsache ist, daß die Kalamität hier wie bei der Landwirthschaft die gleiche ist, eben eine Krise, die wir unmöglich durch einen Federzug bewältigen können.

Auch wenn wir noch so sehr nach Kapital schreien, ist damit allein die Krise noch nicht beseitigt, denn an Kapital überhaupt fehlt es nicht. Könnte man freilich Kapital zu billigerem Preise aufbringen und es den vornehmlich bedrohten Landwirthen zu 2 oder 2 ½ Proz. zuführen, dann wäre geholfen. Solange aber der Kredit sich nach der größeren oder geringeren Leistungsfähigkeit des Schuldners richtet, so lange wird der Landwirth gerade in der drückenden Zeit noch höhere

Gegenleistungen machen müssen: und diese sind sein Ruin.

Zwar wird Mancher sagen: was hilft es, daß du uns die traurige Thatsache nochmals vorächzest, allein ich erwidere: es ist jede auch die spätere Abhilfe unmöglich, wenn man nicht den Charakter des Uebels und womöglich seine Ursachen kennen lernen und ohne Scheu und Selbsttäuschung betrachten will. Abhelfen aber möchte Niemand lieber als ich, ja ich erachte es als eine heilige Pflicht sowohl der Regierung als der Regierten, mit allen Kräften und selbst ohne Scheu von Opfern zusammenzuhelfen, damit die Krise möglichst wenig einschneidend an uns vorübergehe und — nicht wiederkomme. Wahrlich erfreuend ist es auch zu sehen, wie man auf allen Seiten sich müht, zu rathen und zu helfen.

Wir begegnen übrigens mehrfachen Rathschlägen, die zwar einen recht guten Willen zur Unterlage, aber gleichwohl keine Aussicht auf den gewünschten Erfolg haben. — So wurde von einer Seite vorgeschlagen, man solle die Wechsel-Fähigkeit des Landmannes beschränken. Was wäre damit gedient? Derjenige Landwirth, welcher Kapital um jeden Preis sucht, um sich nur noch auf Haus und Hof zu halten, würde eben bei seiner Noth einer anderen Form sich unterwerfen,

um die gesetzlichen Zinsbeschränkungen zu umgehen. Wer aber schlechten Kredit hat, muß die höheren Zinsen als Prämie zahlen. Auch bei dem Häuserschwindel in Wien oder München ist der Wechselzins 10, 20 ja 30 Prozent und doch fällt es uns nicht ein, deshalb für den Häuserspekulanten eine Beschränkung der Wechselfähigkeit zu impetriren. Diejenigen Fälle aber, in denen der Bauer eigentlich die Gefährlichkeit des Wechsels nicht kennt und dadurch hintergangen wird, sind doch selten und mit ihnen ließe sich ein Verlangen nach Abänderung des ganz Deutschland umfassenden Gesetzes in einem Kardinalpunkte nicht rechtfertigen. Man würde uns eben darauf erwidern: da trachtet nur, daß Eure Bauern gehörig lesen und schreiben und überdem nur noch ein Bischen von dem, was ein Geschäftsmann wissen soll und muß, lernen und dann werden sie nicht geprellt. Man vergesse auch den Gläubiger und die Thatsache nicht, daß, je laxer die Gesetze gegen den Schuldner sind, desto mehr Kapital der Nation verloren geht.

Weiter wurde vorgeschlagen, unsere Eisenbahnen sollten die Tarife für inländisches Getreide herabsetzen. Hätte man vorgeschlagen, der Zollverein solle gegen ausländisches Getreide einen Schutzzoll errichten, so hätte man dies wenigstens diskutiren können, aber man

kann unmöglich im Ernste verlangen, daß ein einzelnes Institut eines einzelnen Staates gegenüber dem Hauptnahrungsmittel faktisch einen Schutzzoll einführe. — Von anderer Seite wurden Bezirkshilfskassen vorgeschlagen, die den Würdigeren und Solideren unter den bedrängten Landwirthen gegen geringere Zinsen Kapital gewährten. So weit meine Information reicht, müßten nach dem Willen des Rathgebers derartige Kassen offenbar vom Staate fundirt werden. Allein einerseits wäre eine so weit gehende Subventionirung eines einzelnen Produktionszweiges, und wäre er auch unser größter, mit den gleichberechtigten Interessen der übrigen und aller Konsumenten überhaupt nicht in Einklang zu bringen.

Etwas anderes ist es schon um die Vermehrung der Pfandbriefe unserer Hypothekenbank um 30 Mill. Ob man wollte oder nicht, man muß in der schleunigen Bewirkung dieser Maßregel den Eifer und guten Willen der Staatsregierung, des Generalkomites und der Bank anerkennen, allein man darf sich auch nicht einbilden, daß damit schon die Krise überdauert sei. Bei der Sicherheit, mit welcher die Bank zu Werke geht, wird den hauptsächlich Bedrängten nichts davon zu Theil werden. Dazu kommt, daß für den Pfandbriefschuldner der Zinsfuß nicht gering ist, jener aber

überdem die kreditirte Summe in Pfandbriefen zum vollen Nennwerthe nehmen muß, während ihr Kurs ein geringerer ist. Durch die Emmission wird also nur den noch wenig bedrohten Landwirthen geholfen, die, wie oben erwähnt, Kapital brauchen, um leichter die Krise zu überdauern, — eine Thatsache übrigens, deren Werth wir nicht im Mindesten unterschätzen dürfen.

Nun wird man aber im Ernste verlangen, ich solle die rechten Mittel angeben, allein nach dem Gesagten darf die Antwort nicht wundern: das ist eben das Uebel, daß Niemand, also auch ich nicht, ein drastisch wirkendes Mittel angeben kann, deswegen nenne ich auch das Uebel eine Krise, die so gut es geht, überstanden werden muß. Soll ich aber meine Gedanken über Mittel, welche wenigstens lindern und allmählig helfen könnten, ausdrücken, so wären es kurz folgende.

Unsere Landwirthe müssen befähigter für einen rationellen Betrieb werden, sonst ist an einen vernünftigen Wechsel in demselben nicht zu denken. Sollen sie aber die nöthige Kenntniß ihrer Wirthschaft, sei es von Seite der Natur- oder jener der Wirthschaftslehre betrachtet, erhalten, so muß ihre Bildung eine bessere werden. Man kann also eine gute Schulbil-

dung nicht genug empfehlen. Aber auch der Besuch unserer größeren landwirthschaftlichen Schulen muß ein frequenterer werden. Noch mehr endlich halte ich auf die möglichste Verbreitung der landwirthschaftlichen Fortbildungsschulen. Die Staatsregierung und vornehmlich der landwirthschaftliche Verein sollten, wo sich nur ein Keim dazu regt, eifrigst seine Entwicklung unterstützen. Nehmen wir uns ein Beispiel an Württemberg, wo vor zwei Jahren bereits in 566 Gemeinden Fortbildungsschulen waren, oder an Frankreich, wo nach der letzten Thronrede 13,000 Lehrvorträge der Art arrangirt sind.

Am nothwendigsten ist uns aber eine Aenderung des Betriebs. Vor Allem muß darauf gesehen werden, wohlfeiler zu produziren. Wir können dies natürlich auf mehrfache Weise, zunächst aber durch Anwendung von Maschinen, die man sich nöthigenfalls im Associationswege verschafft. — Möge man ferner nicht länger durch den Mißbrauch mit dem gemeindlichen Veto bei Ansässigmachungen — versäumen, einen tüchtigen Stand landwirthschaftlicher Arbeiter heranzubilden! — Gerade in der Oberpfalz trifft weiter den bisherigen Betrieb der Vorwurf, daß er zu umfangreich (zu extensiv) war. Hatte der Landwirth nur recht viel Land unter den Pflug gelegt, so war er schon froh. Weniger frug

er darnach, ob das Feld auch hinreichend Dünger hatte und fleißig bestellt war. Es scheint, die Liebig'sche Lehre von der Bodenernährung und dem nothwendigen Streben nach verhältnißmäßig größerer Ernte soll schon bald ihre praktische Rechtfertigung erlangen, sei es auch einstweilen nur in der Richtung, daß man nach seiner Theorie mit weniger Bestellungskosten mindestens gleich viel baut, ganz abgesehen davon, daß man den Boden selbst nicht ausgeraubt hat. Wenn aber zu der zu extensiven Wirthschaft noch der Umstand kommt, daß man seine Jauche lieber in Dorf- und Feldwegen verlaufen läßt, als auf die Fluren führt*), so kann man sich freilich über ein Mißverhältniß zwischen Produktenwerth und Produktionskosten nicht mehr wundern. Die Wirthschaft muß also eine kleinere, aber erträgnißreichere, mit Einem Worte eine intensivere werden. Was kann aber der Landwirth mit den überflüssigen Feldern Besseres thun, als sie zur Holzpflanzung zu benutzen? Trotz aller Surrogate sind die Holzpreise immerhin sehr gute und es ist gar keine Aussicht, daß auch sie durch ausländische Konkurrenz oder eigene

*) Um dieses Beispiel rationellen Betriebs zu sehen, braucht man übrigens nicht gerade in die Pfalz zu gehen. Wenn man von München aus nur ein paar Schritte z. B. nach Pullach u. s. w. macht, sieht man sich satt.

Ueberproduktion gedrückt werden. Dabei giebt es manche Arten der Forstwirthschaft, bei denen der Ertrag nicht zu lange auf sich warten läßt.

Aber auch noch in anderer Beziehung wäre eine Aenderung der bisherigen Wirthschaft zu erwägen. Nachdem nämlich der Körnerbau so undankbar geworden, trachte man, was ohnehin schon genugsam gerathen wurde, mehr Vieh zu züchten. Die Fleischkonsumtion mehrt sich von Tag zu Tag und ein Herabgehen der Fleischpreise ist nicht zu gewärtigen. Zwar sind z. B. auch die Viehpreise gedrückt, allein dies ist unmöglich länger als momentan. Damit hängt aber nothwendig eine Mehrung unseres Futterbaues, eine bessere Kultur unserer Wiesen zusammen. Haben wir hiezu ja die besten Kulturgesetze! — Auch die vorzugsweise Produktion von Milch, Butter, Käse, Geflügel u. s. f. ist nicht außer Acht zu lassen. Hier ist es die Nähe einer großen Stadt, dort die eines Badeortes, welche dieses besonders begünstigt. — Nur anzuerkennen ist es, wenn gerade von München aus die Hebung der Spritbrennerei erzielt wird. — Zu fragen dürfte auch sein, ob man nicht die Tabakspflanze*) in unseren östlichen Provinzen einbürgern

*) Schon vor mehreren Jahren machte mich der ebenso intelligente als thätige zweite Vorstand des landwirthschaft-

sollte? Noch verschiedene Pflanzen aber wären da und dort vortheilhaft zu pflegen. So wird z. B. in Schwarzenfeld die Wollblume mit gutem Erfolge, wenn auch nicht in großem Umfange gebaut.*) Oder um ein anderes Beispiel anzuführen, giebt es im Bezirke Vohenstrauß auffallend wenige Gärten. Man bezieht sein Gemüse von Pfreimt oder Weiden. Daß Gartenfrüchte dort nicht fortkommen, ist thatsächlich widerlegt. Ich aß z. B. in Tännersberg schon den delikatesten, einheimischen Spargel, und wäre der Gartenbau überhaupt unmöglich, so könnte man nicht in Gröbenstädt einen weiteren großen Garten anlegen. — Ein weiterer Gewinn für den Landwirth läge darin, daß er sein Produkt womöglich auch in den Zustand versetzen könnte, in welchem es dem Consumenten nothwendig ist, ohne daß erst noch mehrere Zwischenarbeiten durch andere vorgenommen werden müßten. Um nur ein Beispiel anzuführen, wäre es nicht lohnend, mittels einer im Wege der Association zu Stande ge-

---

lichen Vereines in Weiden darauf aufmerksam, daß gerade dort Tabak mit Erfolg zu bauen wäre.

*) Eine Pflanze, die in der Oberpfalz fast gar nicht eingebürgert ist, während sie anderwärts vielen hunderten von Familien die Nahrung verschafft, wäre gewiß bestens zu empfehlen und leicht einzuführen, es ist dies die Korbweide. 1877.

brachten Dampfmühle aus dem Korn sogleich das Mehl zu machen? All' dies sind selbstverständlich nur Meinungen und Andeutungen, wovon die eine vielleicht da nicht, die andere dort nicht, möglicherweise auch überall nicht mit Erfolg auszuführen ist, allein dennoch wäre es lohnend, wenn die landwirthschaftlichen Bezirksvereine in dieser Weise die einträglichste Betriebsart nach ihren speziellen Verhältnissen zu ergründen sich die Mühe gäben.

Der Gutsbesitzer braucht auch Kapital. Sind dies beträchtliche Summen, so werden ihm nur größere Kreditinstitute oder reiche Kapitalisten helfen. Welchen Nutzen in dieser Beziehung die neue Pfandbriefemission zu bringen im Stande ist, habe ich schon oben hervorgehoben, und nach den gestellten Bedingungen soll dabei hauptsächlich der kleinere Landwirth profitiren. Häufig jedoch ist der Landwirth nur in einer plötzlichen Verlegenheit, er braucht nur kurze Zeit eine nicht zu große Summe. Für derartige Klemmen sorgt er am Besten selbst durch Gründung von Bezirks-Vorschußvereinen. Diese zunächst für das kleine Gewerbe in Preußisch-Sachsen von Schulze-Delitzsch gegründeten Vereine bürgern sich nun auch in Bayern allenthalben ein. Erst jüngst las ich wieder von den guten Geschäften, die ein solcher Verein in Freising

macht. Die Association läßt sich aber vom Kleingewerbe ohne die mindeste Schwierigkeit auf die kleinen Landwirthe übertragen. Da sie auf der Gesammtverbindlichkeit der Theilnehmer beruhen, so finden sie leicht Kredit und geben ihn demjenigen gerne, dessen Tüchtigkeit und Ehrlichkeit sie kennen.*) Für die erhaltenen Vorschüsse ist da nichts weniger als die Errichtung einer Hypothek, die immer auch mit Kosten verbunden ist, vonnöthen. — Den Vortheil der genaueren Kenntniß der Schuldner böten übrigens auch unsere gemeindlichen Spar- und Hilfskassen. Nur derjenige,

*) Dies ist auch das richtige Palliativ gegen die Gefährdung durch Wechsel. — — Die Schulze-Delitzsch'schen Vorschußvereine sind auch bei uns mit Erfolg (ich erinnere nur an die zwei Kreditvereine im Landbezirk Bamberg) auf die Landwirthe übertragen. Eine neue Form der Kreditvereine, die sog. Raiffeisen'schen, beschäftigt aber gegenwärtig die Gemüther. Diese vertheilen keinen Gewinn und wirken vorzugsweise auf einen niedrigen Zinsfuß hin. Ich möchte denselben keineswegs den Erfolg absprechen, zu ihrer Errichtung und Fortführung gehört aber ein großer, aufrichtiger Gemeinsinn, und auf keinen Fall dürften sie aus politischem Parteihader den Schulze'schen Vereinen entgegengestellt werden, denn Schulze hat ebenso wie Raiffeisen seine Vereine aus reiner Menschenliebe gegründet, und wenn lediglich der Parteienhaß den Ausschlag bei Gründung eines Vereins giebt, trägt derselbe den Keim des Untergangs von vornherein in sich. 1877.

der länger auf dem Lande gelebt hat, weiß, welch' großes Vertrauen man den meisten dieser Kassen schenkt und wie sehr sie dem Kapitalsbedürftigen nützen können.

Allein die Regierung beschränkt, wie ich höre, ihre Exigenz und Wirksamkeit. Wenn man die nöthige Kontrole zur rechten Zeit und mit der erforderlichen Strenge übt, so kann ich wenigstens keinen Grund zu einer derartigen Beschränkung einsehen. Mir kommen diese Institute gerade so vor, wie die nunmehr eingehenden Landärzte. Die Hilfe, welche sie bringen, ist näher und billiger, als die der gelehrten Doctoren in der Stadt und darum geht der Bauer eben lieber zu ihnen. Ihren Wirkungskreis aber zu beschneiden, etwa blos um den theuereren Kreditdoctoren in der Stadt die Concurrenz zu nehmen, wäre nach meinem Dafürhalten nicht am Platze.

Von mehreren Seiten ist ferner schon hervorgehoben worden, wie nothwendig eine prinzipielle Aenderung unseres Straßensystems sei. Kein Zweifel, daß über kurz oder lang eine generelle Prüfung erfolgt. Aber auch jetzt schon kann den Wünschen der Untergebenen auf Correction dieses oder jenes Verkehrsweges Rechnung getragen werden. Man darf nur nicht einseitig seine Meinung über die Zweckmäßigkeit des Unternehmens oder der einen oder anderen Rich-

tung für die absolut richtige halten, jeder anderen mit Achselzucken den Rücken kehren, auch nicht mit übertriebenen Kostenanschlägen u. s. w. von vornherein die Betheiligten schrecken. Es läßt sich nicht leugnen, daß gerade hierin da und dort Klagen laut, ja sehr laut werden. Bedächte man doch, daß, je mehr eine Gegend von guten Straßen durchzogen, je näher sie dem großen Schienennetze gebracht ist, desto werthvoller gerade die landwirthschaftlichen Güter derselben werden.

Nun habe ich so ziemlich meine Gedanken über allmählige Abhilfe mitgetheilt. Einen Hauptfaktor aber habe ich bis jetzt unerwähnt gelassen. Er liegt in der menschlichen Brust und heißt Sparsamkeit. Ja, der Landwirth muß seine Bedürfnisse auf's Geringste herabschrauben, diesem und jenem entsagen, er muß ferner erhöhten Fleiß aufwenden, seine Kräfte auf's Möglichste anspannen und gewiß, seine Geduld wird nicht unbelohnt bleiben. Es ließe sich gerade da, in der Konsumtion, viel ersparen, wenn man den Gedanken der Association zu diesem Zwecke auch auf dem Lande einführen wollte. Die Idee des Konsumvereins ist in geschlossenen Dörfern ebenso realisirbar wie in kleineren Städten. — Der Bauer hätte übrigens, nebenbei bemerkt, auch nicht länger nöthig, sein theures Holz in halbestubengroßen Kachelöfen zu verbrennen

und die Surrogate an der Nase vorüberfahren zu lassen. Er sollte auch im Consum rationeller werden.

Sind übrigens die Zeiten auch schlimm, so ist mir doch gerade um unsere liebe Oberpfalz nicht bange. Die Güter werden dort bei weitem nicht in dem Maße wie anderwärts auf den gefährlichen Punkt, wo Werth und Schuldenlast sich um die Grenze streiten, kommen, weil von Alters her der Oberpfälzer Bauer zäh am Elternhofe hängt. Deshalb ist auch mit Ausnahme von dem Striche unter der Donau und jenem gegen's Eichstädtische zu der Güterschwindel ganz und gar aus der Oberpfalz verbannt gewesen und der Güterwechsel ein sehr gesunder. Aber auch außerdem kenne ich nicht leicht einen solideren Bauernstand als den oberpfälzischen. Scheu vor jeder Ueppigkeit wird derselbe lieber darben und schanzen, daß ihm der saure Schweiß von der Stirne rinnt, als sehen, daß sein Vatererbe in fremde Hände übergehe. Dazu aber wird der liebe Gott seinen Segen geben und uns von dem Uebel, der Krisis, bald erlösen.

Im Walde.

(1876.)

„Im Wald' und auf der Haide, da hab' ich meine Freude, da hab' ich mein Plaisir!" So rufe ich immer, wenn ich im Hochwald, sei es auf der Jagd, sei es auf dem Wege nach einem hübschen Punkte, sei es blos im dolce far niente herumschlendere. Wie hebt sich da die Brust, um die herrliche Waldesluft einzuschlürfen, wie schwelgt das Auge im dunklen Grün der Tannen oder Fichten und wie würzig und rein durchzieht es die Luft mit den Düften von den jungen Sprossen der Bäume! Wie dankbar hebt sich das Gemüth zum Schöpfer in der waldstillen Einsamkeit, in der wir mehr als irgendwo vergessen unseren tagtäglichen Aerger, unser Rennen und Jagen nach Geld oder Stellen, unseren Parteienhader oder die Schleppen und Hüte unserer einfachen Frauen. Meint man denn nicht, die Gottheit nahe, wenn über uns die Wipfel rauschen? Näher und näher wie ein

Geisterflügelschlag kommt das Rauschen, bis es leiser wird, um von weitem her neuerdings zum mächtigen Rauschen anzuschwellen. Du fühlst Dich nicht einsam und verlassen, Du merkst, daß Du als Glied der Schöpfung inmitten derselben stehst und von weitem, weitem her den Gruß der Mutter Natur empfängst. Das Rauschen klingt gerade so, wie wenn Du an einsamer Bucht fernher das Rauschen der Wogen und das Brechen derselben am Ufer vernimmst. Hier wie dort ist auch das Gefühl der feierlichen Stille, der Hochachtung vor der Größe der Schöpfung das gleiche.

Wie oft habe ich in dieser Stille des Waldes, die nur unterbrochen ward von dem Krächzen der Raben oder dem Rufe des Specht, gewünscht, daß Du, lieber heiliger Wald erhalten bleiben mögest in Deiner jungfräulichen Frische! Denn nicht übertrieben ist die Sorge um den Wald. Haust nicht darinnen der Händler und Spekulant, als ob es sich um eine Kohlengrube oder einen Steinbruch handelte? Nicht mit Unrecht richten sich die besorgten Blicke der Denkenden auf die Blößen, welche auf den sonst waldigen Höhen entstehen, auf die wegen des Borkenkäfers gefällten Stämme, und mancher alte Mann weiß noch recht gut, wie diese oder jene Quelle sonst jahraus jahrein reich-

lich floß, während sie gegenwärtig, weil oberhalb ein Holzhieb gemacht wurde, nicht stärker wie eine Stricknadel fließt.*) Der Wald ist der Regulator nicht blos für die gesunde Lebensluft, sondern auch für die Feuchtigkeit in der Luft, für die Reichlichkeit und Regelmäßigkeit des Regens.

Gerade der Oberpfalz mit ihrem großen Reichthum an Steinen und ihrer Armuth an größeren Wasserbecken und Flüssen, hat eine besondere Aufgabe, ihre Höhen zu bewalden und bewaldet zu erhalten. Mit der peinlichsten Sorgfalt sollten diese durch die Natur dem Hochwald zugewiesenen**) Höhenzüge dem Walde erhalten bleiben, und Staat, Gemeinden und Private sollten in diesem Streben wetteifern. Wie sehr die Wälder von Einfluß sind auf Boden- und klimatische Verhältnisse, lehrt uns ein Blick auf Griechenland und den dalmatinischen Karst, wo das Gebirge nach Abtrieb der Waldungen von allem Boden entblößt ein leeres Steingerippe und Gerölle bildet, auf dem nicht einmal mit der äußersten Mühe ein bischen Vegetation entwickelt werden kann, und ein weiterer Blick auf die

*) Schönberg im bayerischen Walde soll diese traurige Erfahrung gemacht haben.

**) Dr. Gümbels Geognostische Beschreibung des ostbayerischen Grenzgebirges. Einleitung S. 6.

Wüsteneien Afrikas und Asiens, wo beim Mangel von Waldungen atmosphärische Niederschläge gänzlich fehlen und deshalb auch jede Bodenfeuchtigkeit mangelt und von woher der auch von uns öfters zu kostende Sirokko weht. Ja wir brauchen, um den schädlichen Einfluß aus dem Entfernen der Baumkultur auf die klimatischen und meteorologischen Verhältnisse eines Landes nachzuweisen, nicht soweit zu gehen: sehen wir einmal lediglich auf die Umgegend von Rom, auf die vielbesprochene Campagna, oder nach Frankreich. In der Campagna waren noch in der Kaiserzeit eine Menge der schönsten Landgüter mit den prächtigsten Anlagen und Hainen, und jetzt ist dort kaum ein Baum zu sehen, der Boden selbst nur dürftiges Weideland und eine Quelle des Fiebers, der bekannten Malaria. Von Frankreich aber, das im Laufe der letzten Jahrzehnte seiner Waldungen beraubt wurde, lesen wir Klagen über Klagen wegen der Unregelmäßigkeit der Witterung, und Berichte über Berichte von den großen Schäden der Ueberschwemmungen, welche durch die plötzlich und zur Unzeit eintretenden Regengüsse und Wolkenbrüche verursacht werden. Dieses lange Aussetzen und alsdann gewaltigere Eintreten des Regens hatte man dort, als noch die Gebirge bewaldet waren, nicht gekannt. Bei uns selbst aber ist im letzten Jahrzehnt

eine gewisse Unregelmäßigkeit der Witterungsverhältnisse nicht zu leugnen. Namentlich über anhaltenden Mangel von Regen, über Spärlichkeit unserer Quellen und Seichtigkeit unserer Bäche haben und hatten wir ständig zu klagen. Und da und dort hört man einen verständigen Landwirth klagen: früher, als man nicht gar so viel Holz umgehauen und nicht gar so viele Weiher ausgetrocknet hat, war der Wassermangel doch nicht so arg. Es ist gewiß etwas Wahres daran. Ein merkwürdiges Beispiel dieses Gegensatzes habe ich selbst mit erlebt. Die Wiesen des Waldnabthales bei Weiden sind auf öftere Ueberschwemmungen durch die Nab angewiesen, weil sie dadurch die nöthige Feuchtigkeit und Düngung erlangen. Während meiner Jugend weiß ich nun, daß diese Ueberschwemmungen fast regelmäßig alljährlich eintraten. Da dies auch mehrere Male zur Unzeit, während oder vor der Heuernte der Fall war, trachtete man darnach, sich vor dem überflüssigen Wasser zu schützen und einen raschen Ablauf zu ermöglichen. Man suchte sich also vor dem Ueberfluß an Wasser zu schützen. Und nun ist fast ein Jahrzehent verstrichen, bis wieder einmal ein Wasseraustritt stattfand. Jetzt ist gerade die umgekehrte Klage eingetreten. Man denkt nicht mehr an die Wasserableitung, man denkt vielmehr daran, wie man

die Wiesen vor der Vertrocknung schützen, wie man ihnen Wasser zuführen kann. Dieses von mir selbst erlebte, also innerhalb der Grenzen eines Menschenalters liegende Beispiel für die Thatsache des früheren Ueberflusses an Feuchtigkeit der Luft und der gegenwärtigen Trockne hat mir viel zu denken gegeben und kann ich die Ursache für die jetzige Trockne nur in dem bei und rings um uns stattfindenden Niederschlagen der Wälder und in dem ganz regellos vorgenommenen Entsumpfen des Bodens erblicken.

Sehe ich nun in unseren Wäldern ein Hauptmittel zur Erzeugung gesunder Luft und zur Regelung ihrer Feuchtigkeit, sowie zur Speisung unserer Quellen, sehe ich aber ferner in ihnen eine Hauptquelle unseres Nationalreichthums, so möchte ich es Jedem so recht an's Herz legen, auf die Erhaltung und theilweise Vermehrung unserer Wälder, so viel er kann, bedacht zu sein. Es ist mir ein Räthsel, wie der Besitzer eines Waldes denselben abschwenden kann, ohne für sofortige Verjüngung Sorge zu tragen, oder wie ein Besitzer von Waldboden denselben unbenutzt liegen oder höchstens zur Gänsehut benutzen kann. Und doch sehen wir trotz aller Vortheile, welche der Wald gewährt, trotz der enormen Holzpreise, so viele Waldbesitzer, die vom Walde nur nehmen und ihm nichts geben.

Da kann nur ein allmähliges Aufgeklärtwerden helfen. Und in dieser Richtung erwarte ich von der Thätigkeit unserer landwirthschaftlichen Vereine das Ersprießlichste. Zumal nachdem die Thätigkeit berufsfreudiger, dem Publikum wohlgesinnter Forstleute Hand in Hand mit ihnen geht. Von der eigenen Aufklärung der Waldbesitzer und von der Unterstützung derselben durch den landwirthschaftlichen Verein und die kgl. Forstbehörden erwarte ich mir zunächst mehr, als durch ein Einstürmen auf die Gesetzgebung. Werden wir nicht lange zu warten haben, bis wir ein noch strengeres Forstgesetz erhalten, als das gegenwärtige? Und wenn, wird es gegenüber den Privaten noch viel einschneidendere Bestimmungen enthalten können, als das jetzige? Es mag der Begriff der Schutzwaldung etwas erweitert und zugleich angeordnet werden, daß die Frage, welcher einzelne Wald ein Schutzwald sei, unabänderlich durch die Forstpolizeibehörde zu entscheiden sei; allein die Bestimmungen über Aufforstung und Wiederaufforstung abgetriebener Waldungen werden nicht viel strenger sein können, als sie jetzt sind. Man kann auch jetzt den säumigen Privaten zur Aufforstung zwingen, es muß nur der Forstbeamte die Zeit haben, neben dem Schutze des Staatswaldes auch die energische Beaufsichtigung der Privatwaldungen zu be-

sorgen, und mit einiger Vermehrung des Personals wird es wohl möglich sein. Der energischen Aufsicht über die Gemeinde- und Stiftungswaldungen steht das Forstpersonal ohnehin viel näher. Behält dabei der Staat die stetige Vermehrung seines Waldbodens und seines Kulturwerthes im Auge, indem er da und dort kleine Parzellen Wald oder Waldboden acquirirt und schädliche Forstberechtigungen ablöst, so glaube ich bestimmt, daß uns unser Wald und namentlich unser geschlossener Hochwald erhalten bleibt. Aber nur der geringste Theil des Waldes ist Staatseigenthum. Darum muß von den Privaten und von den Verwaltungen der Gemeinden und Stiftungen das Meiste erwartet werden.

Wie hätte manche Gemeinde, die gar nicht daran denkt, Boden genug, der sich gar wohl zu Wald, aber niemals zu etwas Anderem eignet. Mancher sog. Kalvarien- oder andere Berg neben diesem oder jenem Städtchen oder Dörfchen liegt so entsetzlich kahl da, daß unser Auge sich wundert, wie es möglich ist, fort und fort den kahlen Hügel anzustieren. Wie war der Kreuzberg, zu dessen Füßen Regenstauf liegt, früher so kahl und langweilig! Und wie ist er jetzt so hübsch buschig und grün. Dem Manne, der dort neben seinem schwierigen Amte ein Werk, wie die Bewaldung jenes

Hügels unternehmen und durchführen konnte, gebührt als einem leuchtenden Beispiele für anspruchlose Thätigkeit für seine Mitmenschen öffentlicher Dank. Was aber in Regenstauf möglich war, das ist anderwärts ebenso wohl und vielleicht noch leichter möglich. Und am Material fehlts nirgends. Fast jede Gemeinde hat eine Reihe von elenden sog. Drahten oder Weiden, deren Bewaldung das Vermögen der Gemeinde spielend erheblich vermehren würde, ohne von ihrer Viehzucht im Geringsten vermißt zu werden. Zum Austreiben des Viehes giebts noch Plätze genug.

Auch hier, in der Neugewinnung von unfruchtbar daliegendem Boden für den Wald, kann die Belehrung durch den gebildeten Forstmann ungemein viel thun. Ich betone vor allen anderen den Forstmann, weil derselbe mitten im Publikum steht, zumeist mit den einsichtigen Oekonomen und den Bürgermeistern der Gemeinden gut bekannt ist und vermöge seiner Bildung die Mittel besitzt, die Leute von der Nothwendigkeit und dem Nutzen des Waldes zu überzeugen. Und wenn er selbst nicht blos Finanzmann ist, der die Stämme des Waldes blos heranzieht und niederhaut um des Gewinnes willen, wenn er vielmehr so recht von der wichtigen Rolle überzeugt ist, welche der Wald im Haushalt der Natur spielt und zu spielen hat, so

kann der für seinen Wald lebende und webende Forstmann gar nicht anders, als auch andere Betheiligte von der Bestimmung seines ihm heiligen Waldes zu überzeugen. Einen solchen Forstmann, der nicht blos Jäger oder Forstknecht, sondern Waldbeschützer und Behüter im wahren Sinne des Wortes ist, und aus den großen Sätzen der Naturlehre theoretisch und praktisch den Nutzen seines Schützlings abzuleiten vermag, kann ich nur um seinen schönen Beruf beneiden. Denn statt Aktenstaub und motivirter Anträge sieht er überall nur sprießendes, hoffnungsreiches Leben und statt unserer Bureauluft athmet er im Berufe nur die beste Luft, die unsere Zone ihm bieten kann.

Doch ich werde weitschweifig. Ich komme von den guten Rathschlägen für die Erhaltung des Waldes auf den schönen Beruf des Forstmanns und von diesem in den Wald selbst zurück und fürchte, mich zu wiederholen. Ich muß daher mit Gewalt abbrechen. Doch will ich nur noch Folgendes anfügen. Ich schreibe diese gut gemeinten Rathschläge kurz nach einer größeren Reise nach Italien und halte es für meine Pflicht zu bemerken, daß die Liebe zum deutschen Wald in Italien mir nicht geschwunden ist. Italien hat nemlich zwar blühende Oleander, duftende Oelbäume, haushohe Cypressen und blattreiche Laureen; allein Italien hat keinen

frischen grünen Hochwald, wie wir in Deutschland. Reizend zwar lagern sich an die Flüsse am Fuße der Berge die Städte und thürmen sich amphitheatralisch ihre Villen die Hügel hinan, doch die Hügel selbst sind nicht mit Wäldern bedeckt und kahl ragen ihre zerklüfteten Spitzen zu dem Himmel. Nirgends, nirgends konnte ich den geschlossenen Wald erblicken und nach diesem ging meine Sehnsucht mitten in dem herrlichen Klima, in der üppigen Vegetation und unter dem dunkelblauen Himmel. Ein deutscher Tannenwald mit moosigem Boden, in welchen die goldene Sonne hineinblickt und Streifen, wie von grüngoldenem Gewebe hinwirft, ist und bleibt eben auch schön, trotz aller Pinien, Myrthen und Cypressen, und immer werde ich bleiben ein inniger Freund unseres deutschen Waldes.

Rückblicke.

(1877.)

Blicke ich nach längerer Pause auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der Oberpfalz zurück, so geschieht dies mit sehr getheilten Gefühlen. Gerade gegenwärtig liegt auf allen Geschäften ein großer Druck und ist in unserer Provinz davon besonders die Eisen- und die Glasindustrie betroffen. Ist schon nach dem Inslebentreten des Handelsvertrags zwischen dem deutschen Zollverein und Frankreich im Jahre 1865 einer Reihe von Hochöfen das Feuer ausgeblasen worden, so arbeiten gegenwärtig auch diejenigen Eisenwerke nicht mehr, welche trotz jenes Zollvertrags ihre Existenz gefristet hatten und es bei der großen Nachfrage nach Beendigung des deutsch-französischen Kriegs vom Jahre 1870/71 sogar zu einer gesteigerten Produktion mit namhaftem Gewinne brachten. Gegenwärtig arbeitet meines Wissens außer den königlichen Hüttenwerken nur noch die Maxhütte bei Burglengenfeld. Wenn

es nun auch nicht zu verkennen ist, daß die kleinen oberpfälzischen Hammerwerke eben wegen ihres kleinen Betriebs die Concurrenz mit den großen Fabriken nicht bestehen können, so ist aber gegenwärtig auch für die größten deutschen Etablissements zweifellos eine große Gefahr für ihren Fortbestand vorhanden, wenn nicht die deutsche Zollpolitik zu einem geringen Schutzzoll für unsere einheimische Industrie gegenüber dem uns erdrückenden England zurückkehrt. Der deutsche Zollverein mag ja, das gebe ich gerne zu, in weiter Ferne die völlige Handelsfreiheit in Aussicht genommen haben, allein er wollte es doch nur successive in dem Maße als die einheimische Industrie soweit erstarkt, um die deutsche Waare unter gleichen Bedingungen wie die ausländische auf den Markt zu bringen. Soweit ist aber unsere Industrie noch nicht und eher sollte man den bisherigen Schutz, der vom Publikum doch nicht gespürt wird, nicht aufgeben und einem großen einheimischen Industriezweige den Todesstoß versetzen, lediglich mit dem Effekte, daß hinter uns das unter günstigeren Verhältnissen producirende England den Markt allein beherrscht und — — den Preis macht. Die gegenwärtige schlimme Situation der Glasindustrie wird hoffentlich nach Beseitigung der Folgen der Ueberproduktion in den Jahren 1872—1874

wieder aufhören; es gibt zwar Manche, die behaupten, es sei den deutschen Gläsern in Folge der Hebung der amerikanischen Glasindustrie der amerikanische Markt dauernd verschlossen, allein ich glaube und hoffe doch, daß sich dies nicht bei allen Sorten von Gläsern bewahrheiten werde, auch läßt sich vielleicht durch Auffindung neuer Absatzwege ein Ersatz für den amerikanischen Markt finden, jedenfalls glaube ich bestimmt, daß für die Glasindustrie eher bessere Zeiten eintreten als für die Eisenindustrie. Wäre dies aber weder für die eine noch für die andere der Fall, so wäre das ein harter Schlag für unsere Provinz, und lange Zeit würde vergehen, bis die verödeten Werke und die unbenutzten Wasserkräfte wieder Arbeit fänden.

Seitdem die Bahnen in der Oberpfalz eröffnet worden sind, hat sich übrigens mancher Industriezweig neu entwickelt. Es gilt dies hauptsächlich von der Verwerthung der Mineralien. Die Syenite bei Reuth, die Granite bei Nabburg und Floßenbürg, die Basalte bei Neustadt am Kulm und Mitterteich finden ihren Weg jetzt weit über die Oberpfalz hinaus und zwar in beträchtlicher Menge. Aber auch die Verwerthung des Holzes hat eine entschiedene Besserung erfahren. Neben Baustämmen und Brettern kommen namentlich Hopfen- und Telegraphenstangen zur Ausfuhr. Auch

einige Holzfaserstofffabriken sind entstanden. Die gesammte Großindustrie und namentlich die Montanindustrie, auf welche ja die Oberpfalz ganz besonders angewiesen ist, könnte sich aber nur dann namhaft entwickeln, wenn die Oberpfalz oder das benachbarte Oberfranken so glücklich wäre, Steinkohlen zu besitzen. Sachverständige behaupten mit Zuversicht, daß in Oberfranken und in der Oberpfalz Kohlenlager in genügender Größe vorhanden seien. Es gehört aber zur Feststellung derselben durch fortgesetzte Bohrungen ein großes Kapital, das im Inteteſſe der gesammten Industrie Bayerns vom ganzen Lande aufgebracht werden sollte. Leider wurde aber ein darauf abzielender, von ebensoviel Patriotismus als Einsicht eingegebener Antrag des Bayreuther Abgeordneten Kolb, aus der französischen Kriegsentschädigung eine zureichende Summe zur Aufsuchung von Steinkohlenlagern zu verwenden, im bayer. Landtage nicht genehmigt. Und damit dürfte auch wenn nicht für immer so doch für lange Zeit die günstige Gelegenheit, von Staatswegen für die Aufsuchung von Steinkohlenlagern etwas Gründliches zu thun, verpaßt worden sein. Die aufgeschlossenen bayerischen Kohlenlager sind aber für die bayerische Industrie jetzt schon, und erst wenn sie sich weiter entwickeln wollte, vollkommen unzureichend. Wir müssen

die Kohle von Sachsen oder Böhmen beziehen. Für das südöstliche und Niederbayern kömmt aber namentlich die in reichhaltigsten Lagern vorhandene und billige böhmische Kohle in Betracht. Um aber diese Kohle der bayerischen Industrie so leicht und billig als möglich zuführen zu können, dazu haben wir trotz der Bahnlinien über Eger, Furth und Bayerisch-Eisenstein nicht Schienenwege genug und auch nicht die kürzesten Richtungen. Durch die Linien über Eger und Furth werden z. B. der Oberpfalz nur an deren Endpunkten die böhmischen Kohlen zugänglich. Der Hauptstock der besseren böhmischen Kohle liegt im Kohlenbecken bei Mies gerade fast in der Mitte zwischen den bayerischen Endpunkten Furth und Eger, während Mies durch eine gerade Linie von der Mitte der Oberpfalz oder von dem industriereichen Mittelfranken aus nicht zugänglich ist. Eine solche gerade Linie wäre aber sehr leicht zu schaffen, wenn man die Bahn von Nürnberg nach Neukirchen und Weiden in der von der Bahn eingehaltenen Richtung nach Osten über Waidhaus fortsetzt, um an die Franz-Josephs-Bahn in Böhmen zu gelangen. Eine so gezogene Linie wäre der geradeste und kürzeste Weg zwischen Nürnberg-Weiden und dem Kohlenbecken in Mies, die zu bauende Strecke wäre gar nicht groß und auf diesem Wege würde nicht

blos der Oberpfalz sondern ganz besonders den Städten Nürnberg und Fürth, wo doch das Herz der bayerischen Industrie schlägt, die böhmische Kohle am billigsten zugeführt. Die Linie über Eisenstein kömmt für uns gar nicht in Betracht, durch sie soll besonders das südliche Bayern mit böhmischer Kohle versorgt werden, nachdem die offenbar ungünstig angelegte Linie über Furth ihnen bei dem großen rechten Winkel über Schwandorf wenig nutzt. Mag übrigens der Bau über Eisenstein für Oberbayern und das östliche Niederbayern ganz gerechtfertigt gewesen sein, so glaube ich andrerseits, daß es nur billig gewesen wäre, die Linie Straubing=Cham zu bauen, denn durch diese kurze, so ganz in der Natur der Verhältnisse liegende Linie, wird dem westlichen Theil von Niederbayern und ich glaube selbst Regensburg die Kohle billiger als über Schwandorf oder über Eisenstein zugeführt, und auf möglichst viele Linien muß gesehen werden, welche jedem Theile Bayerns die böhmische Kohle so billig als möglich zuführen. Für Cham wäre diese Strecke aber noch deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil dieser Hauptstapelplatz des Holzreichthums des oberen bayerischen Waldes dem holzärmeren Altbayern billig Bau= und Werkholz zuführen könnte.

Das Gewerbe und Handwerk ist in der Oberpfalz

in den letzten zehn Jahren sicher nicht zurückgegangen. Da es in der Oberpfalz wenig große Städte gibt, so ist das Gewerbe in den vielen kleinen Städten und Märkten fast stets an einen kleinen Grundbesitz gebunden, der das Gewerbe meist trotz aller Schwierigkeiten über dem Wasser hält. Allein auf der anderen Seite ist eben dieser Doppelbetrieb die Ursache, daß ein sonst tüchtiger Gewerbsmann in dieser Eigenschaft im wahren Sinne des Wortes verbauert und schließlich entweder sein Geschäft höchst geringfügig betreibt oder lediglich zum Händler wird. Wird ein Mal die Bevölkerung in der Oberpfalz dichter und wird dieselbe namentlich in einzelnen Orten erheblich zunehmen, so wird es auch Gewerbsleute genug geben, die begreifen, daß man auch ohne Grundbesitz sein Gewerbe vortheilhaft betreiben kann. Das Publikum aber wird mit solchen Gewerbetreibenden auch zufriedener sein als mit jenen, die ihr Gewerbe nur nebenbei betreiben. Darum übrigens, daß sich ein solider Gewerbestand auch jetzt noch neben dem Fabrikbetrieb erhalten und fortbringen kann, ist mir nicht bange. Zwar hat die gewerbliche Association gerade in der Oberpfalz weniger Fortschritte gemacht als in den übrigen Provinzen Bayerns, indem überhaupt lediglich drei Vorschußvereine in der ganzen Oberpfalz, nämlich in Regensburg, Amberg und

Furth a. W., existiren, von denen wohl nur der in Amberg vorzugsweise gewerblichen Interessen dient. Allein trotz der Richtigkeit des Prinzips der Genossenschaften ist die Schwierigkeit seiner Durchführung auf dem Lande und in den kleineren Städten nicht zu verkennen und ist es darum wenigstens zu entschuldigen, daß das Kleingewerbe so langsam zu diesem wichtigen Mittel zur Verbesserung seiner Lage gegenüber dem Fabrikgewerbe sich entschließt. Wenn ich aber, wie gesagt, gleichwohl nicht an der Möglichkeit des Bestehens für das Gewerbe verzweifle, so geschieht dies darum, weil uns Deutschen vorzugsweise die neue Zeit lehrt, daß es bei der Produktion einer Reihe von Gegenständen zum menschlichen Gebrauche nicht auf die Massenhaftigkeit der Produktion allein oder auch nur vorzugsweise, sondern hauptsächlich auf die Güte der Arbeit ankommt, und daß man diese vom Gewerbsmann bei vielen Produkten naturgemäß mehr erwarten kann als vom Fabrikanten. Man entschließt sich jetzt auch lieber als bisher, das gute Produkt ganz entsprechend dem aufgewendeten Fleiße zu bezahlen. Ein höchst anerkennenswerthes Beispiel bietet in dieser Beziehung das deutsche Uhrmachergewerbe. Dasselbe hat sich nicht nur nicht selbst aufgegeben, sondern zu einem großen Verbande organisirt und dieser hat in seinem

Programm den Satz an die Spitze gestellt, nur Tüchtiges zu lernen und Tüchtiges zu leisten. Solche Grundsätze sollten in allen Gewerben wieder Einkehr finden, dann würde es bald gut sein. Freilich so kann jetzt der Gewerbsmann nicht mehr arbeiten als vor dreißig und vierzig Jahren, er muß die neuen Erfahrungen auf dem Gebiete der Physik und Chemie und namentlich der Maschinenkunde in sich aufnehmen und praktisch verwerthen. Wie hat uns die Ausstellung in Philadelphia gezeigt, welch' außerordentliche Zahl der besten Werkzeuge und gewerblichen Maschinen es gibt, die uns bisher gar nicht bekannt waren! Man muß also etwas Tüchtiges lernen und leisten. Wenn aber zu diesem Zwecke — nicht zur Coalition behufs Ausbeutung der Consumenten — die alten Gewerbevereine wieder neubelebt würden, wäre es nur zum Vortheile der Gewerbtreibenden.

Die Landwirthschaft müht sich gegenwärtig ab, um anständig durchzukommen, und klagt, theilweise nicht mit Unrecht, über die hohen Arbeitslöhne. Letztere Klage kann aber mit Grund doch nur von den großen Grundbesitzern erhoben werden. Da wo der Bauer und seine Familie selbst mit Hand anlegt und das Gut entweder allein bebaut oder seinen Dienstboten unmittelbar vorangeht, da kann jene Klage nicht erhoben

werden. Die allgemeinen Klagen aber über die niedrigen Preise der Produkte der Landwirthschaft und Viehzucht werden sich bald wieder heben, wenn die noch fortwirkende Störung des Gleichgewichts zwischen Produktion und Consumtion wieder gehoben und letztere wieder entsprechend vermehrt sein wird. Die Viehpreise sind schon gegenwärtig in Folge der vorzüglichen Ernte des Jahres 1877 erheblich gestiegen. Durch die Viehzucht wird aber dem Landwirth gegenwärtig ein höherer Ertrag zu Theil als durch den Getreidebau. Daß sich nun die Viehzucht in den letzten zehn Jahren in der Oberpfalz ganz bedeutend gehoben hat, wird Niemand bestreiten wollen. Mancher Bauer, der vor zwanzig Jahren noch zehn Rinder fütterte, hält jetzt zwanzig und mehr. Darnach bemißt er auch den Werth seines Gutes. Letzteres wäre aber hinwiderum nicht im Stande, eine verdoppelte Zahl des Viehes zu ernähren, wenn nicht auch die Feldwirthschaft und der Wiesenbau bedeutend verbessert worden wären. Dies ist geschehen nicht blos durch entsprechende Bodenverbesserung, sondern auch durch eine bessere, intensivere Wirthschaft. Ein großer Theil an dieser Errungenschaft ist dem Wirken des landwirthschaftlichen Vereins zu danken, der durch seine verschiedenen Mittel zur Anregung und Belehrung außerordentlich viel geleistet

hat. Was leistete er z. B. gerade in der letzten Zeit für die Hebung der Viehzucht durch Einführung der „Stammzuchtbezirke“! Durch alle diese Mittel ist es gekommen, daß in vielen Bezirken Güter gerade den doppelten Werth gegen den vor zwanzig oder dreißig Jahren haben. Dies läßt sich auch trotz aller schlechten Zeiten nicht wegdisputiren. Ich weiß von erfahrenen Bankbeamten, daß fast in keinem anderen Kreise die Bonifizirung der Güter im Grundsteuerkataster so unzuverlässig ist wie in der Oberpfalz und zwar nicht etwa zu Ungunsten sondern zu Gunsten der Provinz und ihrer Landwirthe. Was im Kataster oft noch als Oedung oder als Wiese mit kaum nennenswerthem Ertrag eingetragen ist, stellt sich in der Wirklichkeit als die schönste Wiese dar. Es hat dies nun zwar den Nachtheil, daß die Oberpfalz im Realkredit etwas benachtheiligt ist, indem viele Bankinstitute nur nach der Bonifizirung des Katasters Darlehen geben, allein der Verkaufswerth ist doch bekannt und der Realkredit von nahen Sparkassen, von dem landwirthschaftlichen Kreditverein in Regensburg und von Privaten fließt doch reichlicher als sonst und er fließt namentlich von Privaten auch billiger als sonst, nachdem dieselben gelernt haben, daß eine sichere Hypothek mit niederem Zinsfuß doch besser ist als eine Aktie oder ein sonstiges

Industriepapier, das anfangs hohe Zinsen zahlt, um häufig bald gar nichts mehr zu leisten.

Da und dort wendet der landwirthschaftliche Verein sein Augenmerk auch auf die Belehrung der Landwirthe, ihren Waldboden nicht zu vernachlässigen, sondern so forstmännisch als möglich zu betreiben; auch glaube ich es nicht unterdrücken zu dürfen, daß manche Forstmänner im Dienste des Staates in anerkennenswerthester Weise die Landwirthe in der rationellen Cultur ihrer Waldtheile unterrichten und fördern. Die Forstcultur der Privaten und ebenso der Gemeinden und Stiftungen läßt aber trotzalledem noch viel zu wünschen übrig und es darf sehr der Wunsch ausgesprochen werden, die Privatwaldbesitzer und die betreffenden Verwaltungen möchten sich der Einsicht von dem hohen und steigenden Werth des Waldes nicht lange mehr verschließen. — Auf einen weiteren Zweig von der Produktion in weiterem Sinne, welcher so häufig mit der Landwirthschaft betrieben wird, möchte ich ferner hier aufmerksam machen, da er in der Oberpfalz stark vernachlässigt ist. Ich meine die rationelle Fischzucht. Unsere sämmtlichen Flüsse und Bäche liefern vorzügliche Fische, allein beiweitem nicht in dem Maße, als dies bei rationellem Zusammenwirken sämmtlicher Betheiligter möglich wäre. Ebenso gibt es viele Teiche,

die ganz vernachlässigt sind, oder die ganz eingehen, weil man eine Wiese daraus macht, obwohl derselbe für die Bodenfeuchtigkeit sehr nützlich wäre und bei rationeller Fischzucht ebensoviel abwerfen würde als die schlechte Weiherwiese. Was werden da in Franken für herrliche Fische gezogen und wie gut werden sie verkauft! Bei uns ist dies ebenso möglich. Zu meiner Freude hörte ich, daß bereits in Cham ein Fischereiverein zum Zwecke der Hebung der Fischzucht besteht. Vielleicht findet er auch anderwärts bald Nachahmung. — Die Obst- und Gartencultur überhaupt hat durch Errichtung eines von Regensburg ausgehenden, sich immer mehr verbreitenden Gartenbauvereins einen entschiedenen Vorschub erhalten. Auch auf diesem Gebiete kann noch ungemein viel geschehen.

Blicke ich aber endlich noch zurück auf jene Einrichtung, von der aus wir für alles Gute und Nützliche den Vorunterricht erhalten, auf die Schule, so bleibe ich bei meinen schon oft und oft ausgesprochenen Ansichten, daß ganz besonders für die Oberpfalz ein tüchtiger Schulunterricht die erste Voraussetzung für ihren wahren Fortschritt ist. Nun hat zwar die Zahl der Rekruten, welche nicht lesen und schreiben können, in Bayern überhaupt und auch in der Oberpfalz abgenommen, allein unter den einzelnen Kreisen nimmt

jetzt die Oberpfalz nicht mehr den vorletzten sondern richtig den letzten Platz ein. Auch die jüngste Publikation vom letzten Jahre weist dasselbe Resultat auf. Die Oberpfalz hat also noch immer die ernstlichste Veranlassung, mit allen Mitteln und mit aller Strenge auf Verbesserung der Schulbildung zu sehen. Sehr würde es mich übrigens, nebenbei bemerkt, freuen, wenn in Zukunft die Zahl der des Lesens und Schreibens Unkundigen nicht blos auf die einzelnen Provinzen sondern auch auf die einzelnen Bezirksamtssprengel ausgeschieden würde. — Blicke ich nun auf die Leistungen auf dem Gebiete des Schulwesens in den letzten zehn Jahren zurück, so hat sich übrigens auch hier sehr Vieles gebessert. Es wurde eine große Zahl von deutschen Schulen neugegründet. Auch mehrere Fortbildungs- und zwei neue Gewerbschulen wurden errichtet, und selbst eine Holzschnitzerschule in Roding, welche bei der unvergeßlichen Kunstgewerbeausstellung in München im Jahre 1876 recht nett ausgestellt hat; hoffentlich wird auch der Landrath der Oberpfalz die Existenz der vier Gewerbeschulen (jetzt Realschulen) in der Provinz nicht länger mehr durch Verweigerung der Mittel für die neu errichteten oberen Kurse in Frage stellen und die schwere Verantwortung auf sich nehmen, die Oberpfalz auch noch um diese Schulen zu

bringen. Ist ja doch unsere Provinz mit höheren Lehranstalten überhaupt nicht gesegnet. Wie viel haben wir denn Gymnasien gegenüber anderen Provinzen? Weitaus die wenigsten. Sind denn nicht die sämmtlichen isolirten Lateinschulen eingegangen und wurde nicht auch das Lyceum von Amberg aufgehoben? Unser Hauptstreben sollte gerade umgekehrt dahin gehen, mit allen Mitteln und selbstverständlich auch mit eigenen Opfern es dahin zu bringen, daß wir auch in der Zahl unserer Bildungsanstalten den anderen bayerischen Provinzen gleichkommen. — Durch eine strengere Schulaufsicht, durch gründlichere Vorbildung der Lehrer, durch entsprechende Verbesserung ihrer Lage, durch Verbesserung endlich der Lehrmittel kann auch ein gediegener Unterricht geboten werden. Wollen wir also, statt zu verzweifeln, recht rüstig weiterarbeiten.

Neben dem Schulunterricht nimmt freilich die Erziehung im Hause der Eltern eine Stelle ein, die doch, sagen wir es heraus, das Fundament von Allem bildet. Auf diese von Außen, sei es von Geistlich oder Weltlich, einzuwirken ist nun sehr schwer. Die Hauptsache und die Hauptverantwortung kommt hier selbstredend den Eltern zu. Wer das Glück gehabt hat, eine gute häusliche Erziehung genossen zu haben, der weiß es wohl am besten, besser als es uns alle pädagogischen, philo-

sophischen, juristischen und sonstigen Lehrbücher sagen, daß die gesunde Culturentwicklung der einzelnen Provinz wie des ganzen Staates auf den Familien und auf der Familienerziehung beruht. Wollen wir wünschen und hoffen, daß auch diese sich in der Oberpfalz hebe und bessere. Der vielverschrieene Oberpfälzer ist schon mit einigen Eigenschaften ausgestattet, die ihm hierin großen Vorschub leisten: er ist sehr anhänglich wie an seine Heimath, so an seine Familie, er ist aber auch fleißig, sparsam und zäh. Mögen ihm diese guten Eigenschaften stets erhalten bleiben. Dazu sage ich Amen.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.

Vierling, Albert

Erinnerungen aus der Oberpfalz

Weiden 1878